Band 999 ● 2,30 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Mitternachtsfluch

Band 999 • 2,30 DM
Ös 19 / Fr 2,30 / FF 10,00







Der Mitternachtsfluch

John Sinclair Nr. 999

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 02.09.1997

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Mitternachtsfluch

Helen Goldman war unten im Haus gewesen und hatte darauf gehofft, daß ihr Mann rechtzeitig zurückkehren würde. Aber er war nicht gekommen. Er trieb sich irgendwo im Dorf herum, und die Sorge um David, ihren Sohn, wuchs von Sekunde zu Sekunde. Seine Krankheit war schlimm. Er lag im Bett und wurde von Tag zu Tag schwächer. Sein Zustand war mit dem des allmählichen vergehendes Tages zu vergleichen. Bald würde Nacht um ihn herum sein. So schlimm dieser Vergleich auch war, er paßte leider. Aber Helen wollte nicht, daß ihrem Sohn etwas zustieß. Er sollte leben und nicht eingehen in diesen schrecklichen Horror, den alten Fluch, der auf ihren Ort zukam.

Ich bin die Mutter, dachte Helen, und ich muß etwas tun, bevor es zu spät ist. Lange genug habe ich gewartet. Jetzt drängt die Zeit.

Für sie gab es nur eine Möglichkeit. Weg mit David. Raus aus diesem Haus, mochte ihr Mann auch noch so dagegen sein. Es war auch ihr Sohn, und sie würde sich um ihn kümmern, ohne ihren Mann danach zu fragen.

Davids Zimmer lag in der ersten Etage. Sie würde hocheilen, ihn winterlich ankleiden und dann mit ihm verschwinden. Raus aus Paxton.

Als sie diesen Entschluß gefaßt hatte, befand sie sich schon auf dem Weg zur Treppe. Sie kannte die Stufen und lief sie auch bei schlechtem Licht hoch, ohne zu stolpern.

Der Flur war nicht sehr breit und auch nicht sehr lang. Er paßte zu dem kleinen Haus. Die Goldmans hatten ihn noch vor fünf Monaten renoviert.

Sie hörte etwas, als sie die letzte Stufe mit einem langen Schritt hinter sich gebracht hatte.

Geräusche…

Aber woher?

Helen bewegte sich schleichend, den Kopf und den Oberkörper nach vorn gestreckt, und sie merkte, wie ihr Herz plötzlich so wahnsinnig schnell klopfte.

Das fremde Geräusch war aus einem bestimmten Zimmer gedrungen, dessen Tür geschlossen war.

Aber dahinter lag David in seinem Bett. Hatte er Besuch gekriegt?

Heimlichen Besuch? War jemand durch das Fenster geklettert, um an ihn heranzukommen?

Zahlreiche Möglichkeiten schössen der Frau durch den Kopf, als sie über den Flur schlich. Sie sah nichts, aber sie traute sich auch nicht, das Licht einzuschalten.

Vor Davids Tür blieb sie stehen.

Etwas polterte dahinter. Es hörte sich dumpf an. Für Helen gab es kein Halten mehr.

Hart stieß sie die Tür nach innen, sah den Schatten, wußte im selben Augenblick, daß es ihr Sohn war. Sie hörte auch seinen wehleidigen Schrei, als er von der auffliegenden Tür gestoppt wurde, dann nach hinten kippte und rücklings auf den Boden prallte.

Helen Goldman rührte sich nicht mehr. Sie blieb einfach stehen. Für sie war die Welt plötzlich eine andere geworden; sie reduzierte sich für Helen nur auf dieses eine Zimmer, in dem ihr Sohn schlief.

Sie kannte es, nichts war ihr fremd, aber jetzt starrte sie wie eine Fremde hinein.

Da war das zerwühlte Bett. Da lag David stöhnend und auch regungslos auf dem Boden, aber da war noch etwas anderes.

Helen sah etwas Weißes auf dem Boden liegen, das sie ebenso irritierte wie das Brummen. Wenn sie nicht alles täuschte, war es dort unter dem weißen Gegenstand hervorgedrungen.

Sie schaute genauer hin, und sie ahnte, daß ihr von dort Gefahr drohte.

Ein Kopfkissen!

Der Gedanke schoß ihr durch den Kopf. Sie hätte beinahe noch gelacht, aber diese Reaktion blieb ihr im Hals stecken. Da lag tatsächlich ein Kopfkissen, das sich bewegte.

Allerdings nicht von allein, denn unter ihm mußte sich der Gegenstand befinden, der für diese Bewegungen sorgte. Helen konnte sich überhaupt nichts vorstellen, sie spürte nur den Drang in sich, dort nachschauen zu müssen, auch wenn schon eine gewisse Vorsicht geboten war.

Dazu kam es nicht mehr.

Urplötzlich wurde das Kissen von dem brummenden Gegenstand zur Seite geschleudert, und Helen sah, was sich dort verborgen hatte. Sie traute ihren Augen nicht, der Verstand setzte für einen Moment aus, als der Gegenstand schulter-oder kopfhoch über dem Boden schwebte, wobei sich die Rotorblätter des Hubschraubers so schnell bewegten, daß sie gar nicht mehr zu sehen waren.

Helen kannte das Spielzeug. Ihr Sohn liebte es über alles. Und ihr Mann hatte es umgebaut und ihm einen eigenen Antrieb gegeben, der allerdings den Hubschrauber nicht abheben ließ; doch immerhin die Flügel drehten sich und in der Kanzel brannte Licht.

Angst kroch in Helen hoch. Ihr Herz klopfte noch schneller. Sie sah das Spielzeug als einen gefährlichen Feind an, und sie hätte das Zimmer auch fluchtartig verlassen, wäre ihr Sohn nicht gewesen, der sich auf den Rücken gewälzt und seine Hand gegen die Beule oder Wunde an der Stirn gepreßt hatte.

Ich muß ihn wegholen, dachte Helen. Verdammt, ich kann ihn nicht hier im Zimmer zurücklassen.

Sie ging einen Schritt nach vorn. Plötzlich hörte sie die schrillen Geisterstimmen, ohne die Sänger zu sehen, die ein altes Weihnachtslied durch ihren widerlichen Gesang pervertierten.

Helen blieb stehen und schaute sich um. Außer ihr war niemand da, abgesehen von David und dem Hubschrauber.

Der sang nicht, er brummte oder dröhnte höchstens. Zumindest kam es ihr so vor.

»David, komm hoch - schnell!« Helen hatte ihre Angst überwunden. Sie bückte sich und streckte David den rechten Arm entgegen.

In diesem Augenblick startete der Hubschrauber und flog mit seinen scharfen wirbelnden Rotorblättern genau auf die gebückt dastehende Frau zu…

***

Brett McCormick hatte ein gutes Gefühl. Das allerdings bezog sich nur auf seinen neuen Bekannten John Sinclair, von dem er nicht nur angenehm enttäuscht worden war, er war sogar überrascht gewesen, wie vorurteilsfrei dieser Mensch gehandelt hatte. Er hatte nicht nur sehr gut zugehört, es war von ihm auch nichts in Frage gestellt worden. Im Gegenteil, er hatte sogar das Heft in die Hand genommen und nicht erst gezweifelt, gezögert und lange Fragen gestellt. Einen derartigen Kollegen hätte sich Brett zu seinen Dienstzeiten auch gewünscht.

Das andere Gefühl war weniger gut. Wo Licht hinfällt, da ist auch Schatten. McCormick merkte es besonders, denn er wußte sehr gut, daß in Paxton längst nicht alles so war, wie es hätte sein sollen. Der äußere Friede jedenfalls täuschte, und die über Paxton liegende Ruhe bezeichnete er als trügerisch. Daran änderten auch die Lichter des Weihnachtsbaums nichts, die zwar strahlten, deren Helligkeit der pensionierte Konstabler aber nicht so empfand wie in den Jahren zuvor.

Sie schien von dieser unheilschwangeren Dämmerung schon kurz nach ihrem Aufstrahlen geschluckt zu werden.

Er hatte dem Rover noch nachgeschaut und überlegte, was er unternehmen sollte. Sinclair würde sicherlich nach dem Gespräch mit dem Reverend und dessen Tochter zu ihm kommen und Bericht erstatten, aber das konnte noch dauern, und so beschloß McCormick, sich die Wartezeit durch einen Besuch in der »Goldenen Gans« zu verkürzen. Er mochte die Gaststätte zwar nicht besonders, aber wer sich dort aufhielt, bekam immer wieder etwas mit, wenn er die Ohren öffnete. Wer Frauen als Klatschtanten bezeichnete, der hatte noch keine Männer erlebt, wenn sie an der Theke standen und redeten. Da wurde wirklich alles durch den Kakao gezogen, da gab es keine Tabus, da war nichts heilig.

Freunde hatte McCormick unter den Bewohnern kaum. Das lag auch an seiner Vergangenheit, in der er beruflich so manchem auf die Füße getreten hatte. Keine schwerwiegenden Dinge. Mal eine Wilderei oder Schlägereien, die im Alkoholrausch regelmäßig ausbrachen. Das würde immer so bleiben, da gab es keine Fortschritte im positiven Sinne.

Der Baum blieb hinter ihm zurück, als er auf den Eingang des Lokals zuschritt. Es war wieder kälter geworden. Die Luft drückte, die Wolken lagen tief, aber es würde keinen neuen Schnee geben. Da konnte man sich schon auf die Prognosen der Wetterfrösche verlassen.

McCormick stieß die Tür auf und stutzte für einen Moment, weil ihn der Vorhang irritierte, den der Wirt zusätzlich angebracht hatte, damit die kalte Luft nicht in sein Lokal kroch. Der Stoff stank nach Qualm

und Bier, und Brett teilte ihn mit beiden Händen, um den großen Raum zu betreten, in dem sich auch in all den Jahren nichts verändert hatte. Noch immer wirkte er wie ein Wartesaal. Gemütlich jedenfalls war er nicht zu nennen.

Daß Weihnachten vor der Tür stand, war auch hier zu sehen, denn in einer auf der Theke stehenden Vase steckten einige Tannenzweige, die wegen der trockenen Luft schon einen Teil ihrer Nadeln verloren hatten.

Das Zeug gruppierte sich um die Vase, und die an den Zweigen hängenden Kugeln hatten ihren Glanz ebenfalls verloren.

Drei einsame Trinker standen an der Theke. Sie hatten wie auf einen Befehl hin die Köpfe gedreht, als McCormick eingetreten war. Man kannte sich, nickte sich kurz zu, doch zu einer Unterhaltung kam es noch nicht. Als Polizist hatte er mit dem mittleren der Männer schon zu tun gehabt. Vor einigen Jahren war der Mann mit einer Mistgabel auf seinen Nachbarn losgegangen, hatte ihn aber glücklicherweise nicht verletzt.

Der Wirt war nicht zu sehen, die Wirtin auch nicht. Dafür bediente die Tochter, ein knochiges Wesen mit blaßblonden Haaren, das immer müde wirkte. Die Tochter war schon fünfundzwanzig, hieß Corinne und wartete sehnlichst darauf, geehelicht zu werden, aber bisher hatte sich noch niemand gefunden.

Sie trug Jeans, ein hellblaues Hemd und darüber eine Strickjacke, die ihr viel zu groß war.

Brett stellte sich an die Theke und stützte seinen Ellbogen gegen den Tresen. »Hi, Corinne.«

»Guten Abend, Mr. McCormick. Sie sind aber ein seltener Gast. Aber beruflich sind Sie wohl nicht hier.«

»Stimmt, das ist vorbei.«

»Echt?«

»Wieso?«

Corinne zauberte eine Falte auf ihre Stirn. »Sie haben Besuch bekommen, wie ich hörte. Ein Fremder…«

»Für euch, Corinne, aber nicht für mich. Es ist ein Freund aus London. Er wollte mich schon immer mal besuchen, und jetzt hat es endlich geklappt.«

»So kurz vor Weihnachten?« Sie hatte gefragt, als würde sie daran zweifeln.

»Was will man machen? Mein Freund John ist allein, ich bin es ebenfalls, da feiern wir eben zusammen.«

»Was wollen Sie denn trinken?« Corinne wechselte das Thema, sicherlich aus gutem Grund.

»Einen Whisky. Aber den guten.«

»Ohne Eis?«

»Sicher. Ich bin doch kein Yankee.«
Corinne goß einen Doppelten ein. Sie brachte das Glas und blieb stehen. Erst nachdem der pensionierte Polizist getrunken hatte, traute sie sich, etwas zu sagen. »Sie kommen mir vor wie früher, Mr. McCormick.«
Er lachte. »Das mußt du mir erklären.«
»Wie jemand auf Streife. Damals haben Sie doch auch Ihre Runden gedreht.«
»Das ist richtig.«
»Was wollen Sie denn heute herausfinden?« Corinnes Stimme hatte schon verschwörerisch geklungen, und sie brachte ihr Gesicht auch näher an den Gast heran.
»Herausfinden? Wie kommst du darauf?«
»Vom Gefühl her. Ist wie früher. Zudem wundere ich mich darüber, daß Sie Ihren Besuch nicht mit hergebracht haben. Läuft der Mann jetzt allein durch den Ort?«
»Er wollte noch einen Blick in die Kirche werfen.«
»Die Weihnachtsmesse ist erst morgen.«
»Das ist ihm bekannt. Er interessiert sich für Kirchen.«
»Will er auch beten?«
»Kann sein. Warum fragst du?«
Corinne verzog die schmalen Lippen. »Weil dieser verdammte Ort viele Gebete nötig hat.« Sie blickte McCormick wissend an, bevor sie sich abwandte und zu den drei anderen Gästen ging, um deren Gläser aufzufüllen.
Ja, sie hat recht, dachte McCormick. Sie hat so recht. Es war vielleicht gar nicht so schlecht, wenn man für die Menschen hier betete, zumal die Kunst der Ärzte ihre Grenzen hatte.
Corinne kehrte wieder zu ihm zurück. Sie selbst hatte sich ebenfalls einen Drink eingekippt. »Haben Sie über das Beten nachgedacht, Mr. McCormick?«
»Das habe ich tatsächlich.«
»Und?«
»Ich muß dir recht geben. Ein Gebet für Paxton und deren Besucher kann nicht schaden.«
Sie stellte das Glas hart auf. »Mit einem werden Sie da wohl kaum auskommen.«
McCormick schaute sie an. Er sah, daß sie sich aufregte, denn sie atmete heftig. »Warum hast du das gesagt, Corinne?«
Sie betrachtete ihre Fingernägel. »Können Sie sich das nicht denken?«
»Nein.«
»Hier ist etwas nicht in Ordnung!« zischte sie dem Gast zu. »Und nicht nur etwas. Es stinkt zum Himmel, aber man kann es nicht riechen. Nur fühlen.« Dabei bewegte sie Daumen und Zeigefinger, als

wollte sie Geld zählen.
»Was fühlst du denn?«
Corinne streckte einen Arm über die Theke hinweg und drapierte ihre Hand auf McCormicks Schulter. »Die Angst rieche ich. Sie ist hier, sie ist überall, und sie steckt in jedem von uns. Die verdammte Angst, gegen die wir nichts tun können. Sie ist da, und sie wird immer stärker. Ihre Opfer stehen bereit.«
»Wen meinst du damit?«
»Eigentlich wir alle.« Sie ließ McCormick wieder los. »Aber im Besonderen die Kinder.«
McCormick runzelte die Stirn. Er schauspielerte jetzt, als er fragte: »Kannst du mir das näher erklären, Corinne?«
Die Wirtstochter drückte ihren Oberkörper leicht zurück. Die Augen verengten sich dabei. »Das wissen Sie doch.«
»Nein. Wieso sollte ich das wissen?« Der Mann spielte noch immer den Unschuldigen.
Corinne überlegte. Sie schaute auch zu den anderen Gästen hin, die aber interessierten sich nicht für sie und McCormick. Sie redeten leise miteinander.
Brett tippte gegen sein Glas. »Ich warte auf eine Antwort, Corinne.«
»Damals, Mr. McCormick. Vor mehr als zweihundert Jahren. Da ist doch die Geschichte an Weihnachten mit den Kindem passiert, die man in den Tod geschickt hat.«
»Ja, klar, die alte Sage.«
»Genau die.«
McCormick winkte ab. »Jeder Ort hat seine Geschichte. Das weißt du doch selbst, Corinne.«
Sie wies mit dem Finger auf den Gast. »Mr. McCormick, Sie verstellen sich. Das finde ich nicht fair. Sie wissen genau, was hier abläuft. Das haben Sie schon immer gewußt. Und Sie laufen auch heute noch mit offenen Augen durch die Gegend. Da müssen Sie doch gesehen haben, was mit den Kindern los ist. Wie schlecht es ihnen geht. Daß sie von einer Krankheit befallen sind, die sich niemand erklären kann. Sie werden schwächer und schwächer, und ich befürchte, daß ihnen niemand mehr helfen kann.«
»Und was hat das mit der alten Geschichte zu tun?« erkundigte sich McCormick.
»Rache!« Corinne riß die Augen weit auf. »Es geht einfach um Rache. Nichts ist umsonst. Man hat die Kinder damals geopfert. Über die genauen Gründe weiß ich nichts. Jetzt aber kehren die Toten zurück, fordern Tribut und Rache, und zwar an den Kindern, die sie ja ebenfalls gewesen sind.«
Brett McCormick trank Whisky. Er sah dabei sehr nachdenklich aus.
»Woher willst du das wissen?«

»Ich weiß es eben!«
Mit dieser Antwort gab sich McCormick nicht zufrieden. »So wie du gesprochen hast, kann nur jemand reden, der sich mit den Dingen intensiv beschäftigt hat.«
»Das habe ich nicht. Dazu hätte ich zuviel Angst.«
»Und woher weißt du Bescheid?«
McCormick erhielt noch keine Antwort, denn Corinne schaute auf die drei Gäste, von denen einer zu ihr kam, um die Rechnung zu begleichen.
Während Corinne das Wechselgeld holte, sprach der Mann den ehemaligen Konstabler an, der zurücktrat, weil ihm die Bierfahne durch das Gesicht strich. »Dein Job ist vorbei, Brett. Kümmere dich nicht um Dinge, gegen die du nicht ankommst.«
»Ach ja? Was meinst du damit?«
»Laß alles so bleiben«, sagte der Mann. Er nahm das Geld in Empfang und ging.
»Was wollte er?« fragte Corinne.
Brett hob die Schultern. »Wahrscheinlich wollte er mich indirekt warnen. Hier scheinen viele Menschen Bescheid zu wissen. Nicht nur du, Corinne.«
»Die meisten schweigen sich aber aus.«
»Was nicht gut ist. Aber ich möchte noch einmal auf deine Worte zurückkommen. Woher weißt du so gut Bescheid, was mit den Kindern hier in Paxton passiert?«
»Man hat es mir gesagt!« zischelte sie.
»Und wer?«
Zuerst wollte Corinne nicht so recht mit der Sprache heraus, dann aber redete sie. McCormick erfuhr, daß Jerry Goldman in der Wirtschaft gewesen war, einiges getrunken und dann über seinen Sohn David geredet hatte, der immer schwächer wurde. Seiner Meinung nach siechte er nur noch dahin. »So ist es nur eine Frage der Zeit, bis er stirbt, hat Jerry gesagt«, flüsterte Corinne.
»Was wollte er dagegen tun?«
»Nichts, Mr. McCormick. Er kann nichts tun. Es ist alles vorbei. Es liegt nicht mehr in seiner Hand. Auch Jerry Goldman kennt die alte Geschichte. Er weiß, was auf Paxton zukommt. Er war völlig verzweifelt, das kann ich Ihnen sagen.«
»Ja, das ist verständlich. Aber allein gelassen wurde der Junge doch nicht -oder?«
»Nein, auf keinen Fall. Seine Mutter ist noch bei ihm.«
»Gut, dann werde ich mal gehen.« McCormick griff in die Tasche und holte einen Geldschein hervor.
Corinne schaute ihn auffordernd an. Sie wollte noch mehr von ihm wissen, aber Brett hielt sich zurück. Er hatte genug erfahren.

Besonders die letzten Sätze waren wichtig gewesen. Aber er wußte jetzt auch, daß die Bewohner von Paxton so uninformiert nicht waren. Die kannten sich schon aus oder ahnten zumindest, wohin der Hase lief. Er ließ sich das Wechselgeld nicht herausgeben, ging zur Tür und blieb davor noch einmal stehen, weil ihn Corinnes Frage stoppte. »Was wollen Sie denn jetzt tun, Mr. McCormick?«

Brett drehte sich um. »Kann man etwas tun?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, ich glaube nicht. Die - die sind stärker als wir.«

»Vielleicht solltest du beten.« Nach diesem Rat drückte sich der ehemalige Polizist durch den Vorhangspalt und verließ die warme Gaststätte, um hinauszutreten in die Kälte, hinein in die anbrechende Dämmerung, die sich wie ein böser Schatten über den Ort gelegt hatte.

Selbst die Lichter konnten diese bedrückende Stimmung nicht aufhellen, die schwachen am Weihnachtsbaum sowieso nicht.

McCormick wußte, wohin ihn sein Weg führte. Nicht nach Hause, sondern zum Haus der Goldmans. Er wollte mit eigenen Augen sehen, wie diese unheimliche und unerklärliche Kraft angriff.

Er kannte den Weg. Weit hatte er nicht zu laufen. Nichts hier in Paxton lag weit voneinander entfernt. Die Stille war normal, nicht aber die Schreie der Frau, die bis auf die Straße drangen…

***

Helen Goldman glaubte, tief in einem Alptraum zu stecken, der an Irrationalität einfach nicht zu fassen war. Hier war etwas geschehen, über das sie nicht nachdenken konnte oder wollte. Außerdem hätte es keinen Sinn gehabt, die Zeit wäre nicht gewesen, denn sie mußte so rasch wie möglich handeln. Auch das war nicht einfach, weil sie sich wie eingefroren vorkam, und so starrte sie dem wirbelnden Ding entgegen, das da auf sie zuflog.

Es war nicht mal schnell. Man konnte sein Fliegen sogar mit dem Begriff behäbig umschreiben, aber es ging von seinem Ziel nicht ab. Ein böses, verändertes, riesiges Insekt, das zu einem Mordboten werden konnte.

Helen hörte sich selbst schreien. Der Schrei war zugleich die Erlösung aus ihrer Starre. Was sie tat, wurde allein von ihrem Instinkt vorangetragen, denn sie sackte urplötzlich in die Knie, und das genau war ihr Glück.

Der Hubschrauber mit dem gefährlichen Kreis über dem Dach prallte nicht gegen ihr Gesicht. Er schlug auch keine Wunden, sondern flog über sie hinweg, wobei sich die Rotorblätter noch für einen Moment in ihren Haaren verfingen.

Die Schmerzen jagten durch den Kopf der Frau. Sie taumelte dabei

nach vorn. Diesmal schrie sie anders. Ein Wehlaut drang aus ihrem Mund, und sie spürte die Tränen, die in ihre Augen schössen. Über ihr hörte sich das Brummen des Motors schon wütend an, dann prallte Helen zu Boden, und die Rotorblätter lösten sich aus ihren Haaren, wobei einige Büschel durch die Luft segelten.

Für die auf Händen und Füßen kniende Helen ging der Alptraum weiter.

Sie hielt den Mund offen, schnappte nach Luft, stöhnte dabei, kroch automatisch vor und entfernte sich so von der Tür.

Dabei registrierte sie, daß David sich aufgerichtet hatte. Ihr Sohn war einfach zu schwach, um der Mutter helfen zu können. Er mußte froh sein, sich bei seiner Schwäche überhaupt bewegen zu können. Er sah seine Mutter auf das Bett zukriechen, als wollte sie darunter Schutz suchen, aber Helen kroch nicht in diese Deckung hinein. Für einen Moment ließ sie ihre Hände auf der Bettkante liegen, dann drückte sich die Frau hoch, wobei sie den Kopf eingezogen hatte, denn hinter sich hörte sie noch immer das Brummen des Motors.

»Mum, du mußt weg!«

Die Warnung hatte der Junge nur krächzend aussprechen können.

Helen wußte ja selbst, was sie zu tun hatte, aber es fiel ihr so verdammt schwer, sich überhaupt zu drehen.

»Mummy!«

»Ja!« keuchte sie. »Ja, verdammt…!« Endlich drehte sich Helen. Sie wischte sich die Tränen aus den Augen und schaute wieder auf die Tür.

Dort tanzte der Hubschrauber in der Luft. Er blieb nie an derselben Stelle, stieg, sackte, flog vor und wieder zurück. Helen hatte zum erstenmal die Chance, ihn genauer zu betrachten. Erst jetzt kam ihr richtig zu Bewußtsein, daß es tatsächlich das Spielzeug ihres Sohnes war, das sich selbständig gemacht hatte. Es zuckte auf und ab, als könnte es sich nicht entscheiden, wen es zuerst angreifen sollte, wobei David auf dem Boden lag, den Kopf angehoben hatte und flehend zu seiner Mutter hinstarrte.

Helen mußte sich entscheiden. Entweder David oder sie. Gemeinsam konnten sie das Zimmer nicht verlassen. Das wäre unmöglich gewesen, denn der Junge konnte sich nicht auf den Beinen halten. Also muß ich die Flucht allein antreten, dachte sie, was ihr auch nicht gefiel, da sie David dann im Stich lassen würde.

Sie wußte nicht, wie sie sich entscheiden sollte, und sie konnte nicht mal sprechen. Aber sie dachte nach, denn für einen Moment war ihr Kopf frei.

Bisher hatte ihm der Hubschrauber nichts getan. Das sah sie als Vorteil an. Ihm ging es sicherlich nicht um David, sondern um andere Dinge, und da sah sich die Frau im Mittelpunkt.

»Bleib hier auf dem Boden, David!« flüsterte sie. »Bleib bitte auf dem Boden…«

»Ja, Mum, ja…«

Helen konzentrierte sich auf das veränderte Spielzeug. Für sie war es zu einem Monstrum geworden, und sie sah, wie es sich nach vorn bewegte.

Es glitt auf sie zu. Die Rotorblätter drehten sich noch schneller. Helen hatte das Gefühl, als würden sie schreien oder zumindest hoch singen.

Sie behielt das Ding im Auge, das sich nun entschlossen hatte, auf sie zuzufliegen.

Der Helikopter kam!

Das böse, teuflische und veränderte Insekt. Ein gefährliches Mordinstrument, denn die Rotorblätter waren höllisch scharf.

Helen dachte wieder klarer. Sie brauchte eine Waffe oder zumindest etwas, mit dem sie den Angriff abwehren konnte.

Nichts war da, nicht mal ein Stock, aber es gab das Oberbett ihres Sohnes. Plötzlich war es für die Frau wichtig geworden, die sich bückte, sich dabei drehte und nach dem Oberbett faßte, das sie an zwei verschiedenen Stellen griff und in die Höhe riß.

Sie hörte das Brummen lauter, als sie sich drehte, wieder schrie, den Hubschrauber dicht vor sich sah und das Oberbett zum genau richtigen Zeitpunkt losließ.

Es packte wie eine Klammer zu. Plötzlich war der Hubschrauber verschwunden.

Das Brummen war kaum noch zu hören, und das Gewicht des Oberbetts hatte die Maschine in die Tiefe gedrückt. Sie lag jetzt am Boden, aber dort bewegte sie sich noch weiter, wie die Frau erkennen konnte, denn das Oberbett warf Wellen, als steckte darunter ein Hund oder eine Katze, die sich befreien wollte.

Für Helen war die Bahn frei. Sie hätte nicht damit gerechnet, so großes Glück zu haben, und sie würde sogar noch die Zeit finden, sich um ihren Sohn zu kümmern.

Der Gedanke an David beflügelte sie. Auf seinen Zustand wollte sie keine Rücksicht nehmen. Und wenn sie ihn hochreißen und aus dem Zimmer tragen mußte.

Helen sah sein gequältes und auch entsetztes Gesicht dicht vor sich, als sie sich bückte. Der Junge war nicht in der Lage, etwas zu sagen. Zwar bewegte der seine Lippen, doch ein Wort drang nicht hervor. Helen bückte sich. Sie faßte David unter und zerrte ihn in die Höhe. Er half ihr dabei kaum, weil er durch seine Schwäche dazu nicht in der Lage war.

So zerrte sie ihn hoch.

»Komm jetzt, David, komm!«

Sie schob ihn vor und trieb ihn an. David bewegte zwar seine Beine,

nur schienen sie aus Gummi zu bestehen, denn immer wieder sackte er zusammen.

Helen machte weiter. Er sollte aus dem Raum. Er sollte in den Flur. Sie wollte die Tür zuhämmern. Dann die Treppe hinunter. Nach draußen laufen, Hilfe holen.

David jammerte. Darum konnte sich seine Mutter nicht kümmern. Seine Sicherheit war wichtiger. Da spielte es keine Rolle, ob er irgendwelche Schmerzen hatte.

Sie stieß ihn vor.

David bewegte seine Beine. Rückwärts wurde er auf die Tür zugestoßen, die leider zugefallen war. So verlor Helen wieder wertvolle Sekunden, bis sie die Tür geöffnet hatten.

David stolperte über die Schwelle in den Gang. Helen hatte eine Hand benötigt, um die Tür zu öffnen, deshalb war ihr Griff nicht mehr so stark gewesen. Der Junge prallte gegen die Wand, wo er sich nicht halten konnte und langsam an ihr entlang zu Boden sackte. Helen drehte sich um. Sie hatte es einfach tun müssen und stand plötzlich wieder unter Strom, denn sie sah, wie sich der Hubschrauber aus seinem Gefängnis befreite. Es war niemand dagewesen, der ihn hätte abstellen können, so rumorte und kämpfte er weiter. Seine Rotorblätter waren wie scharfe Messer, die sich in den Stoff des Oberbetts hineingruben, ihn sogar zerfetzt hatten, so daß die Federn in die Höhe geschleudert wurden und sich wie Schneeflocken im Zimmer verteilten.

Es wurde Zeit. Sie hörte das verdammte Brummen. Sie sah auch ihren Sohn, wie er versuchte, durch den Gang zu kriechen und sich dabei auf dem Weg zur Treppe befand.

Helen lief ihm nach. Sie wollte nicht, daß er die Stufen hinunterrollte. Da konnte er sich den Hals brechen. Bevor er noch mit der Hand die oberste Stufe berührte, packte sie ihn. Daß sie die Tür zu seinem Zimmer nicht geschlossen hatte, war ihr in diesem Augenblick nicht bewußt, aber der Kampf um den Jungen und um ihre Flucht ging weiter.

Sie zerrte David hoch. »Halt dich fest!« keuchte Helen. »Junge, du mußt dich am Geländer festhalten. Versuche es wenigstens. Wir müssen hier raus, verstehst du?«

Er gab keine Antwort. Er hob auch nicht den Arm an, um sich tatsächlich abzustützen.

Das machte Helen für ihn. Seine Hand klatschte auf den halbrunden Knauf, rutschte wieder ab, wurde wieder angehoben, und dann mußte Helen weg.

Sie stieg nicht normal die Treppe hinunter. In diesem Augenblick ging es um ihr Überleben und um das ihres Sohnes. Beide wollten sie aus der tödlichen Klemme entwischen.

Sie krochen, fielen und rollten die Treppe hinab. Es war nicht so schlimm wie bei einem normalen Sturz, und Helen war auch viel zu angespannt, um die Aufschläge mit den verbundenen Schmerzen voll zu spüren. Für sie war es einzig und allein wichtig, das Haus zu verlassen.

So gut es ging, hielt sie David umschlungen. Jeder Aufprall war wie der Treffer eines Schlägers. Die schlaffe Gestalt des Jungen konnte durch Helen nicht immer gehalten werden. Auf der zweiten Hälfte der Treppe rutschte er ihr aus dem Griff und glitt bäuchlings auf den restlichen Stufen in die Tiefe.

Vor der Treppe blieb er liegen. Er rührte sich nicht mehr, aber Helen hörte ihn wimmern, was so etwas wie ein Hoffnungsfunke war. Allerdings war sie nicht in der Lage, sich jetzt noch aufzuraffen. Auf dem Weg in die Tiefe überschlugen sich ihre Gedanken.

Die Sorge um ihren Sohn und die Angst vor dem Hubschrauber verschmolzen.

In den letzten Sekunden hatte sie unter einem starken Streß gelitten. Es war ihr nicht mehr möglich gewesen, an die eigentliche Quelle der Gefahr zu denken.

Jetzt aber, wo sie die Treppe hinter sich gelassen hatte, fiel sie ihr wieder ein, und sie kniete neben ihrem Sohn und schaute die Stufen hoch.

Da war er wieder!

Er hatte den Raum verlassen und sie verfolgt. Er war durch den Gang geflogen und stand jetzt dort in der Luft, wo die Treppe aufhörte. Die Rotorblätter kreisten noch immer. Und die Maschine lauerte dort wie ein großer, böser, mordlüsternern Vogel, den die Frau anstarrte.

Bisher hatte sie sich unter Kontrolle gehabt, aber plötzlich brach der Damm. Sie konnte nicht mehr. Irgendwann riß jeder Nerv, auch bei ihr.

Und sie schrie!

»Neeeinnnn!« brüllte sie dem Hubschrauber entgegen, als könnte dieser sie hören. »Nicht schon wieder!«

Wäre der Hubschrauber ein Mensch gewesen, er hätte sicherlich gelacht. So aber reagierte er auf seine Art und Weise. Durch seinen klumpigen Aufbau ging ein Ruck, als hätte er sich selbst ein Startsignal gegeben, dann setzte er sich in Bewegung.

Und plötzlich wurde er schnell. Der nächste Schrei blieb Helen im Hals stecken. Sie ging noch einen Schritt zurück, hatte die Hände in die Höhe gerissen und schaute über sie hinweg auf dieses verfluchte Ding, das so schnell geworden war.

Es kippte nach unten - und erwischte die Hände der Frau. Der Schmerz war schlimm, als die Rotorblätter gegen die Finger und auch gegen die Gelenke schlugen. Plötzlich klatschte Blut in ihr Gesicht. Die

Tropfen waren von oben gefallen, und Helen wußte, daß sie aus den Wunden an ihren Händen stammten.
Das Blut rann an den Augen vorbei. Sie wußte nicht, was sie tat. Daß sie in Richtung Haustür lief und ihren Sohn dabei im Stich ließ, war ihr nicht mal richtig bewußt. Sie wollte einfach nur leben und mußte sich selbst retten.
Helen erreichte die Tür. Das Brummen verfolgte sie. Für sie hatte es das schlimme Geräusch einer kreischenden Säge angenommen, die bereit war, ihren Körper zu zerschneiden.
Bevor sie die Haustür aufriß, schlug sie noch einmal um sich. Helen traf auf etwas Hartes. Der Schmerz kurz danach schlitzte ihr wieder die Hand auf, und die Wunde blutete stärker. Nun rammte sie beide Arme nach unten und zerrte die Tür auf.
Ihre Schreie begleiteten sie nach draußen. Die Kälte umklammerte sie, und Helen schwankte wie das berühmte Rohr im Wind. Die Umgebung verschwamm vor ihren Augen. In diesem Augenblick gab es nur sie und die Gestalt des Mannes, die aus der Umgebung erschien, die sie nicht mehr richtig erkennen konnte.
»Helen«, hörte sie noch den Ruf des Mannes. »Allmächtiger, was ist geschehen…?«
Sie konnte keine Antwort geben, denn sie kippte einfach um…

***

»Was ist passiert, Grace?« schrie ich.
Grace Felder schnappte nach Luft. Sie stand noch immer unter dem Schock und hatte Mühe, ihn zu überwinden. Ihr Mund bewegte sich, als sie versuchte, eine Erklärung abzugeben, aber sie mußte schon mehrmals Atem holen, um es zu schaffen. »Ich - ich weiß es nicht!« keuchte sie. Dabei schüttelte sie den Kopf, als wollte sie das Blut aus den Haaren und dem Gesicht entfernen.
Ihr Vater, der Reverend, tat nichts. Er hockte bewegungslos auf dem Stuhl und starrte vor sich hin, als wäre die übrige Welt für ihn nicht mehr vorhanden.
Auch ich war entsetzt. Daß es zu dieser Reaktion kommen würde, damit hatte ich nicht gerechnet. Ich war nur auf das Bild zugegangen, das die Welt der verlorenen Kinder zeigte. Eine kahle, eine weite Welt, in der sich nur eine Person aufhielt.
Eine junge Frau, die der Maler so geschaffen hatte, daß sie dem Betrachter den Rücken zuwandte. Dieses breite Gemälde war wichtig gewesen. Ich hatte herausfinden wollen, wie wichtig. Und ich hatte deshalb mein Taschenmesser genommen und am Kopf der gemalten Figur gekratzt, die durchaus eine gewisse Ähnlichkeit mit Grace Felder aufwies.
Dann hatte ich den Schrei gehört, mich gedreht und Grace

angesehen.

Eine Frau, die genau an der Stelle blutete, die auch auf dem Bild mit meinem Taschenmesser angekratzt hatte. Das Messer hielt ich noch immer in der Hand, aber der Arm war jetzt nach unten gesunken, und ich starrte die Person an wie einen Fremdkörper.

Grace hatte Mühe, sich zu fangen. Sie wurde mit dem Schock nicht fertig. Der Schreibtisch stand zum Glück in der Nähe, so konnte sie sich dort abstützen.

Ich klappte die Klinge wieder ein, steckte das Messer weg und ging auf Grace Felder zu, die am ganzen Leib zitterte. Es sah aus, als wollte sie vor mir fliehen.

Ich schüttelte den Kopf und hob zugleich die Schultern. »Grace, bitte, das wollte ich nicht. Ich wußte nicht, was ich da in Bewegung gesetzt habe, als ich…«

»Ja«, flüsterte sie. »Ja, ich weiß es. Schon gut. - Ich bin auch durcheinander und brauche erst mal ein Taschentuch.«

Ein sauberes steckte in meiner Tasche. Ich holte es hervor und gab es ihr. Ihre Hand zitterte, als sie den Arm anhob, um das Tuch gegen ihre Wunde zu drücken.

Sie lag verdeckt zwischen den hellen Haaren, aber Grace kam durch, und sie zuckte zusammen, als sie die Wunde berührte. Dann gab sie mir das Tuch zurück, und ich tupfte ihr das Blut aus dem Gesicht.

»Danke, John!« flüsterte sie. Sie fiel gegen mich. »Entschuldigen Sie, daß ich so hysterisch reagiert habe, aber ich war im ersten Moment zu entsetzt.«

»Sie haben normal reagiert, nicht hysterisch.«

»Vielleicht«, flüsterte sie und ließ mich wieder los, den Blick an mir vorbei auf das Bild gerichtet. »Was ist das nur?« fragte sie leise. »Wie kann man das erklären? Wie ist so etwas überhaupt möglich?«

»Wir finden es heraus.«

Sie reagierte nicht darauf, sondern formulierte ihre eigenen Gedanke.

»Es ist doch nur ein Bild, John. Nur ein verdammtes Gemälde. Ich kann Ihnen zahlreiche Bilder in diesem Haus zeigen. Die können Sie berühren, ohne daß etwas passiert. Aber hier bekam ich die gleiche Wunde wie die Frau auf dem Bild. Wer bin ich? Wer ist sie?«

Ich hob die Schultern.

Grace nahm mir diese stumme Antwort nicht ab. »Nein, John, nein, so nicht. Sie wollen nichts sagen. Sie wissen schon mehr. Los, reden Sie!«

»Es sind nur Vermutungen.«

»Warum haben Sie das Bild eingeschnitten? Auch aus einer Vermutung heraus?«

»Nein, das nicht. Aber…«

»Hören Sie doch auf damit! Sagen Sie mir die Wahrheit! Was hat Sie

dazu veranlaßt?«
»Ich hatte einen Verdacht.«
Sie lachte los. Laut, unnatürlich, dann schüttelte sie den Kopf und hatte sich wieder einigermaßen gefangen. »Einen Verdacht. O Scheiße, Sie hatten einen Verdacht. Warum hatte ich den nicht?«
Ich wehrte ihre Hände ab, als sie gegen meine Brust schlagen wollte.
»Grace, bitte, Sie müssen sich jetzt zusammenreißen, auch wenn es schwerfällt. Ich kann und will nicht zuviel sagen, aber Sie wissen selbst, daß ich gekommen bin, um das Rätsel der toten Kinder hier zu lösen. Ich habe Erfahrungen mit gewissen Dingen, und aufgrund dieser Erfahrungen weiß ich, daß es bestimmte Bilder oder Gemälde gibt, die zwar so aussehen, tatsächlich aber eine andere Funktion haben. Sie können durchaus beeinflußt sein und Tore bilden, die in eine andere Welt führen. Sogenannte Dimensionstore. Hier habe ich herauszufinden versucht, ob es auch bei diesem Bild der Fall ist.«
»Und?« flüsterte sie hektisch. »Ist er das?«
»Nein!«
»Also kein Tor?«
»Richtig.«
»Was ist es dann?«
»Ich weiß es noch nicht. Auf jeden Fall haben wir es nicht mit einem normalen Bild zu tun.«
Sie stieß ein Geräusch aus, das sich schon röhrend anhörte. »Um diese Antwort zu erhalten, hätte ich Sie nicht zu fragen brauchen, denn die hätte ich mir selbst geben können. Was ist mit diesem verdammten Bild los?«
Ich atmete tief ein. »Ich könnte mir vorstellen, daß Ihr Vater mehr über das Bild weiß. Nicht grundlos hat er davorgesessen und es angestarrt. Er wird sein Geheimnis möglicherweise kennen. An ihn müssen wir uns wenden.«
Grace schaute ihn an, dann wieder mich, und sie schüttelte den Kopf.
»Er soll mehr wissen? Er? Nein, das ist…«
»Kennen Sie Ihren Vater wirklich gut?«
»Was soll das?«
»Sie kennen ihn nicht gut genug, Grace. Sie waren lange nicht zu Hause. Er muß sich in der letzten Zeit mit dem Rätsel der toten Kinder beschäftigt haben. Eine andere Möglichkeit kann ich mir nicht vorstellen. Ihr Vater könnte möglicherweise auch die Lösung gefunden haben. Vielleicht hat ihn das auch so entsetzt, daß er nicht mehr darüber reden kann oder will. Denken Sie daran, daß er bestimmte Seiten des Kirchenbuchs zerfetzt hat. Er muß sich in seiner Panik nicht anders zu helfen gewußt haben. Das denke ich.«
»Dann hätte er mir doch etwas sagen können.«
Ich lächelte schief und leicht spöttisch. »Mal ehrlich, Grace, hätten

Sie ihm geglaubt?«

»Kaum.«

»Eben, das wußte er. Was hier abläuft, ist schier unglaublich. Dieses Bild und die damals geopferten Kinder müssen in einem direkten Zusammenhang stehen. Es zeigt einen Ausschnitt aus der Umgebung von Paxton. Vielleicht die Stelle, wo es geschehen ist.«

»Und mich!«

Ich hatte während des Sprechens das Bild angeschaut und drehte mich jetzt um. »Ja, Grace, und Sie.«

Meine Bestätigung hatte ihr nicht weitergeholfen, sondern sie noch weiter verunsichert. »Aber wieso denn?« fragte sie. »Das - das kann es doch nicht geben. Warum bin ich auf dem Bild zu sehen? Ich habe doch da noch gar nicht gelebt, verdammt noch mal! Oder sehe ich so aus, als wäre ich mehr als zweihundert Jahre alt? Sehe ich so aus?«

»Bestimmt nicht.«

Ihr Arm zuckte vor. »Und warum ist die Person dort ich?«

»Das kann ich Ihnen auch nicht sagen«, gab ich leise zurück. »Würde der Maler noch leben, hätten wir ihn fragen können. Vielleicht ist er in seiner Zeit jemand gewesen, der in die Zukunft schauen konnte. Eine andere Erklärung habe ich leider nicht.«

»Das klingt zu phantastisch.«

»Ja. Nur ist die Wirklichkeit manchmal so phantastisch, daß man darüber nur den Kopf schütteln kann.« Ich ging wieder auf das Bild zu, was Grace Felder nicht gefiel, denn sie rief mir nach: »He, John, was haben Sie denn vor?«

»Keine Sorge«, beruhigte ich sie, ohne mich umzudrehen, »ich werde es nicht noch einmal ankratzen. Zumindest nicht die Person. Ich suche die Signatur des Malers. Vielleicht finde ich seinen Namen heraus.« Vor dem Bild war ich stehengeblieben und entdeckte unten rechts die zwei Buchstaben G. F., die sehr geschwungen geschrieben worden, aber gut zu erkennen waren. Der Maler hatte sie mit grauer Farbe auf den grünblassen Untergrund gepinselt. Mir war sofort klar, wer das Bild gemalt hatte, und ich sagte: »Ihr Vater muß mehr wissen. Er hat sich mit den Dingen beschäftigt, und es wird ihn verdammt gestört haben, daß der Name Felder aufgetaucht ist, sollte dieser G. F. tatsächlich ein Felder sein. Es gibt Menschen, die sich durchaus schuldig fühlen, sollte so etwas eintreten. Daß hier etwas nicht stimmt, ist uns beiden klar. Ich schließe damit den Ort ein. Ein alter Fluch soll sich erfüllen, wie auch immer. Ihr Vater muß es stärker gemerkt haben als die übrigen Bewohner, die gegen die rätselhafte Krankheit ihrer Kinder nicht ankommen. Ich kann mir auch denken, daß Ihr Vater deshalb ein schlechtes Gewissen bekommen hat. Gerade für einen Menschen, der einen derartigen Beruf ausübt, muß es doch fatal sein, zu erfahren, was ein Ahnherr getan hat.«

»Aber er hat die Kinder damals doch nicht getötet!« schrie mich Grace an, die ihren Vater verteidigen wollte.

»Das stimmt.«

Sie trat mit dem rechten Fuß auf. »Was reden Sie denn da?«

»Dieser uns noch unbekannte Maler kann durchaus ein Mitwisser gewesen sein.«

»Was?«

»Ja. Oder aber er hat auf seine Art und Weise versucht, der Nachwelt das Grauen verschlüsselt zu hinterlassen.«

Sie lachte mich schrill an. »Und dann hat er eine Person gezeichnet, die mir ähnlich sieht. Die sogar noch in einer gewissen Verbindung zu mir steht, wie ich schmerzhaft erfahren habe. Nein, John«, sie schüttelte den Kopf, »ich glaube, daß wir beide uns auf dem falschen Weg befinden. Oder sehen Sie da eine andere Möglichkeit?«

Ich schaute zu Boden. »Es tut mir leid, aber ich weiß wirklich nicht, was ich denken soll. Es ist alles sehr kompliziert und zudem unter dem Mantel der beiden Jahrhunderte begraben.«

»Dann ziehen Sie ihn weg. Ich kann damit nicht leben, John. Ich bin indirekt selbst betroffen.«

»Es ist nicht einfach«, gab ich zu und wies auf ihren Vater. »Er könnte uns helfen.«

Sie schaute mich starr an. »Er? Wie wollen Sie das machen? Mein Vater befindet sich in einem schrecklichen Zustand. Ich habe keine Erklärung dafür, ich kenne den medizinischen Ausdruck auch nicht. Für mich ist er völlig apathisch und gedankenleer geworden. Ja, das ist die einzige Erklärung.«

»Natürlich, Grace. Wir müssen versuchen, ihn wieder zu wecken. Dann sollte er reden.«

Grace ging auf ihren Vater zu. Dicht vor der einsamen Gestalt blieb sie stehen. Der Reverend war zur Seite gesunken. Eine Sessellehne stützte ihn ab. Das Gesicht zeigte eine sehr blasse Farbe, und die Haut war beinahe durchsichtig geworden. Selbst die Lippen waren kaum noch zu erkennen. Auf der Stirn schimmerten Schweißtropfen. Er reagierte auch nicht, als Grace ihre Hand vor seinen Augen hin-und herbewegte, sein Blick blieb starr.

»So geht das nicht«, sagte ich leise. »Und wie soll es gehen?«

»Ich werde einen Versuch starten.«

»Was…?«

Ich schob Grace zur Seite, um Platz zu haben. »Bitte, lassen Sie es mich machen. Auch wenn es Ihnen ungewöhnlich vorkommen wird, ich weiß schon, was ich tue.«

»Das hört sich ja rätselhaft an«, flüsterte sie.

»Keine Sorge, Grace, ihm wird schon nichts passieren. Da können Sie sicher sein.«

»Hoffentlich.« Sie regte sich noch einmal auf und faßte mich auch an. »Das ist doch nicht etwa ein Exorzismus oder so?«

»Nein, das auf keinen Fall. Exorzismus ist etwas anderes. Sie werden auf keinen Fall erleben, daß ich hier wie ein Austreiber auftrete. Es hat alles seine Richtigkeit, glauben Sie mir.«

Grace Felder zweifelte noch immer, behinderte mich aber nicht mehr und schaute statt dessen zu, wie ich die Kette über den Kopf streifte, an der das Kreuz hing.

Es war ein Versuch, mehr nicht. Ich ging davon aus, daß Reverend Felder von einem fremden Einfluß beherrscht wurde. Ob sein Zustand mit dem Bild zusammenhing oder mit dem Lesen des Kirchenbuchs, war im Augenblick nicht wichtig. Ich wollte nur, daß er wieder normal wurde.

Außerdem drängte die Zeit, denn draußen war es bereits dunkel geworden. Der Tag hatte sich verabschiedet. Der Abend war da. Die Nacht würde kommen und damit auch die Tageswende. Weihnachten, das so eine ungemein wichtige Rolle spielte, denn an einem Weihnachtstag waren die Kinder damals umgebracht und in den Teich getrieben worden. Wir mußten unter allen Umständen verhindern, daß sich so etwas wiederholte.

Eine Hand lag auf der Lehne. Es war die linke, und der Reverend hatte sie zur Faust geballt. Die zweite Hand lag in seinem Schoß. Sie war umgedreht, so daß die Handfläche nach oben zeigte und dabei eine kleine Mulde bildete.

Ein idealer Platz für mein Kreuz, dessen Kette ich festhielt, als ich es der Hand entgegensenkte.

Zunächst geschah nichts. Auch als das Kreuz der Haut immer näher kam, reagierte Felder nicht. Seine Tochter stand neben dem Stuhl und schaute genau zu. Sie verfolgte mit Argusaugen jede Bewegung des Kreuzes und regte sich nicht. Aber sie litt unter einer großen Anspannung.

Die Lippen hielt sie fest zusammengepreßt.

Ich senkte das Kreuz weiter. Dann landete es mitten auf der Fläche.

Die Kette ließ ich nicht los, aber ich sah, wie die Hand plötzlich zuckte.

»Mein Gott, da passiert was!« flüsterte Grace.

Ich gab ihr keine Antwort. Die Hand zitterte und zuckte weiter. Dann streckten sich die Finger, um sich einen Moment später zu schließen.

Die Hand schien das Kreuz nicht mehr loslassen zu wollen. Nur an den Seiten schaute es noch hervor.

Wenn etwas passierte, dann in den folgenden Sekunden. Ich wartete mit angehaltenem Atem und erlebte den nächsten Ruck, der diesmal den Körper traf.

Felder richtete sich auf. Das heißt, er setzte sich gerade hin und

schlug plötzlich die Augen auf.
Er starrte mich an.
Ich schaute ebenfalls zurück, und in den folgenden Sekunden passierte nichts.
Zumindest nicht bei ihm. Aber Grace reagierte. »Himmel, was ist denn los mit ihm? Was haben Sie getan, John?«
»Ich habe ihn aus seiner Lethargie hervorgeholt.«
»Und jetzt?«
»Müssen Sie Geduld haben, bitte…«
»Es ist so schwer«, stöhnte sie. »So verdammt schwer. Das sagt sich alles leicht.«
»Ja, ich weiß.«
Felder stöhnte, als stünde er unter einem unheimlichen Druck. In seinem Gesicht zuckte es, und es schien, als wollte er etwas sagen.
Das aber trat nicht ein. Er blieb auch nicht ruhig, sondern stöhnte wie ein Verletzter. Aus seinen Augen rannen die Tränen, den Mund hatte er verzogen.
Grace Felders Stimme klang laut, entsetzt und auch schrill. »Da, das Blut! Sehen Sie, was Sie da gemacht haben, Sinclair!« Sie deutete zuckend mit der Hand schräg nach unten, und ich sah einen Moment später, was sie meinte.
Aus den Lücken der rechten Hand, die das Kreuz umschloß, sickerte die rote Flüssigkeit…

***

Blut! Grace hatte sich nicht geirrt. Das war Blut, das mußte Blut sein.
Und ihr Vater schien unter starken Schmerzen zu leiden, sonst hätte er nicht so gestöhnt.
Für mich war dieser Vorgang auf der einen Seite schon überraschend, auf der anderen aber nicht, denn der Reverend stand unter einem dämonischen Einfluß, sonst hätte er nicht so geblutet. Mein Kreuz kämpfte mit seiner Kraft gegen die andere Macht an. Sie lockte sie hervor, und sie sorgte eben für die Blutung.
»Tun Sie doch was!« fuhr mich Grace an. »Oder wollen Sie, daß mein Vater verblutet?«
»Nein, das nicht«, sagte ich leise. Ich faßte nach der blutenden Hand und versuchte, die verkrampften Finger zu lockern, was nicht so einfach war, ich mußte schon etwas Kraft einsetzen. Es gelang. Die Hand war ausgestreckt, und das Kreuz lag sichtbar darauf.
Im Gegensatz zu sonst leuchtete das Kreuz rötlich, als wäre es mit einer entsprechenden Farbe angepinselt worden.
Ich entfernte es aus seiner Hand und legte es auf den Schreibtisch.
Reinigen würde ich es später. Wichtiger war jetzt der Reverend, er litt, holte nur etappenweise Luft, als wollte er sie trinken. Er bewegte

die Augen ebenso zuckend wie den Mund, aber er war nicht in der Lage, auch nur ein Wort zu sprechen.

Mit meinem Taschentuch reinigte ich auch seine Hand so gut wie möglich und sah die Haut dann besser.

Und noch mehr!

Das Kreuz hatte bei ihm einen Abdruck hinterlassen, als wäre es die Hand eines Dämons, die mit Weihwasser in Berührung gekommen war.

Felder mußte auch unter Schmerzen leiden, denn er stöhnte leise, und nicht nur die Hand zuckte unter diesem Gefühl.

»Mr. Felder«, sprach ich ihn an.

Er hörte nicht.

Ich versuchte es noch einmal und rüttelte ihn auch jetzt leicht an der Schulter.

Er schaute hoch. Sein Blick war nicht der eines normalen Menschen. Er wirkte auf mich gequält und gleichzeitig so, als würde Felder irgend etwas sehen, das uns verborgen blieb. Er bewegte die Lippen, ohne zu sprechen. Mit mir konnte er nichts anfangen, denn ich war für ihn ein Fremder, und deshalb ging ich zur Seite, als mich Grace darum bat. Sie legte beide Hände um seine Handgelenke und redete flüsternd auf ihn ein.

»Vater, ich bin es doch. Bitte, du mußt mich hören. Ich bin es, deine Tochter.«

Der Reverend sagte nichts, sondern schüttelte nur den Kopf, als wollte er alles nicht wahrhaben.

»Vater, hörst du mich?«

»Ja…«

Grace atmete tief durch. Sie war froh, endlich eine Reaktion erfahren zu haben.

»Hast du Schmerzen, Vater?«

Der Reverend reagierte nicht auf die Frage. Er schaute zudem an seiner Tochter vorbei und sagte nur: »Geh, Kind, geh. Verlaß den Ort, über den das Grauen kommen wird.«

»Was für ein Grauen?«

»Sie sind wieder da, Grace. Ich habe sie gehört! Ja, ich habe ihre Stimmen gehört.«

Grace drehte mir den Kopf zu. »Glauben Sie, John, daß er die - die Kinder meint?«

»Fragen Sie ihn. Sie kommen am besten mit ihm zurecht.«

Damit hatte Grace Felder nicht gerechnet. Sie reagierte, als sollte sie etwas tun, das sie nicht gelernt hatte. Sie fürchtete sich instinktiv davor.

Ich sah, wie sie schluckte und verkrampft Luft holte. »Was soll ich meinen Vater denn fragen?«

»Es geht um die Kinder.«
»Ja und?«
»Um die von damals.«
»Aber die sind tot!« sagte sie gequält, als wollte sie keine andere Wahrheit akzeptieren.
»Fragen Sie danach, Grace.«
Mein fordernder Tonfall war ihr nicht verborgen geblieben, denn sie nickte. Nervös war sie noch immer. Die feuchten Handflächen wischte sie an ihrer Hose ab. Sie räusperte sich und beugte sich wieder ihrem Vater zu, der auch weiterhin in seinem nicht normalen Zustand blieb.
Der Reverend bewegte sich. Es sah kraftlos aus. Manchmal schloß er auch die blutende Hand zur Faust, ohne sie allerdings so zu lassen, denn er streckte sie immer wieder.
Es kostete Grace schon Überwindung, ihren Vater anzusprechen. »Du hast vorhin von den Kindern gesprochen«, sagte sie. Während der Worte beugte sie sich ihm entgegen. »Was hast du damit gemeint? Welche Kinder sind es gewesen?«
Felder zwinkerte. Als die Augen Schlitze bildeten, ließ er sie so.
»Grace…?«
»Ja, ich.«
»Wo kommst du her?«
»Nein, nein, nein!« jammerte sie und schaute mich an. Sie hatte sich wieder normal hingestellt. »Was soll das, John? Wieso spricht er mich so komisch an?«
Ich hob die Schultern. »Da gibt es nur eine Lösung, Grace. Er hat sie erst jetzt erkannt.«
»Wieso? Aber…«
»Kümmern Sie sich um Ihren Vater.«
»Okay, gut…«
»Grace«, sagte Felder mit schwacher Stimme. »Du bist wieder hier? Bitte, geh jetzt, die Kinder…«
»Was ist mit ihnen?« Sie hatte es direkt gefragt und ihn sogar angeschrien.
»Es ist ihre Zeit«, flüsterte Felder tonlos. »Es ist die Zeit der Toten.« Er nickte. »Ja, die Grenzen sind fließend geworden. Sonst gab es auf der einen Seite die Lebenden und auf der anderen die Toten. Das aber ist vorbei. Jetzt gibt es beide zusammen, und die Toten haben es geschafft, die Grenze zu überwinden. Alles ist anders geworden. Es gibt die Trennungen nicht mehr.« Er faßte sie mit der noch sauberen Hand an.
»Verstehst du? Alles wurde anders.«
»Sind es die Kinder von damals?«
»Ja…«
»Und weiter? Sind es Geister -oder…?«

»Geister, Kind. Es sind die Geister, die mich schon seit langem gequält und darauf vorbereitet haben. Ich habe nichts getan. Ich habe nur gewartet. Ich hätte die anderen warnen sollen, aber dazu war ich zu feige. Und jetzt - jetzt sind sie wieder da.«

»Was wollen sie hier?«

»Rache, Tochter. Sie wollen Rache, das weiß ich.«

»Warum wollen sie Rache?«

»Sie sind nicht tot. Man hat sie damals in den Teich getrieben, um sie zu opfern. Aber sie fanden keine Ruhe. Sie lebten in irgendwelchen Zwischenreichen. Sie haben darauf gewartet, das gleiche tun zu können, was man damals mit ihnen getan hat. Sie sind schon lange hier, und sie haben die Kinder aus Paxton darauf vorbereitet. Sie saugten ihnen das Leben aus, denn sie wollten wieder stark werden, und die anderen sollten schwach sein. Erst wenn die neuen Kinder tot sind, können die alten ihre ewige Ruhe finden.«

»O Gott, das ist nicht wahr!« flüsterte Grace, die mehr als durcheinander war. »Das darf nicht so kommen, John…« Sie schielte mich schon fast flehend an.

»Fragen Sie weiter«, sagte ich nur.

»Ich kann nicht, ich…«

»Doch, Grace, Sie müssen! Wir müssen jetzt am Ball bleiben, sonst verlieren wir die Kontrolle.«

»Ja, ist gut.« Wieder wandte sie sich ihrem Vater zu. »Wann wird es genau geschehen?«

Felder ließ sich mit der Antwort Zeit. Dann sah es um seinen Mund herum aus, als wollte er lächeln, aber es war mehr ein schmerzliches Zucken der Lippen. »Noch in dieser Nacht. Mitternacht, die Tageswende. Der Heilige Abend. Da werden die Kinder bereit sein, den anderen zu folgen und zu sterben.«

»Und das weißt du alles?«

»Ich habe es dir gesagt.«

»Woher kennst du die Geschichte? Was hat dich so sicher gemacht, Vater?«

»Ich konnte es nachlesen. In den alten Büchern wurde vom Tod und vom Nichttod geschrieben. Das kam alles zusammen. Ich habe dann alles beobachten können. Schon vor Wochen begann es. Die Kinder wurden krank, verloren Kraft, und in dieser Nacht werden sie den Weg gehen, der ihnen vorgezeichnet ist. Ich bin ein Mitwisser, ich bin ein Verräter an meinem Glauben, denn ich habe an das Böse geglaubt…« Er schluchzte plötzlich auf, sein Kopf sank nach unten, dann fing er an zu weinen und ließ nicht nur eine ratlose Grace zurück, sondern auch einen ebenso ratlosen Geisterjäger.

»Das kann ich alles nicht glauben«, flüsterte mir Grace zu. »Das ist so furchtbar…«

»Ich weiß, aber wir können nicht aufhören. Ihr Vater steckt tief drin.«
»Woher wollen Sie das wissen?«
»Schauen Sie sich seine Hand an.«
»Ja und?«
»Er hat tatsächlich mit der anderen Seite paktiert«, erklärte ich. »Er schwang hin und her, und er mußte dem Bösen Tribut zollen. So ist es leider nun mal, auch wenn er sich im Zweifel befindet. Er hat Fehler gemacht, und derartige Fehler nutzt die andere Seite eiskalt aus.«
»Aber Sie wissen nicht, was genau er getan hat?«
»Nein, leider nicht.«
»Ich will ihn nicht mehr fragen, John. Ich kann es nicht.« Grace stand hilflos neben mir. »Das müssen Sie doch verstehen. Es ist einfach unmöglich.«
»Das verstehe ich sogar, aber wir dürfen jetzt nicht aufgeben und müssen weitermachen.«
»Ich nicht. Versuchen Sie es. Ich muß mit mir selbst ins reine kommen. Ich komme mir vor, als wäre ich in ein Loch gestürzt. Was ich in den letzten Minuten erfahren habe, ist einfach zuviel gewesen. Unsere Familie habe ich immer sehr hoch geschätzt, aber jetzt tun sich wahre Abgründe auf.«
»So schlimm wird es nicht sein, Grace. Ich werde Ihren Teil übernehmen.«
»Ja, das ist gut.«
Reverend Felder hatte sich wieder gefangen. Er wischte über sein Gesicht, putzte seine Nase, blieb sitzen und atmete heftig. Dabei starrte er das Bild an.
»Bitte«, sagte ich leise zu ihm. »Sie müssen zu Grace und auch zu mir Vertrauen haben.«
»Wer sind Sie?«
»Ich heiße John Sinclair, und ich bin wegen dieser Sache hier, Mr. Felder.«
»Gehen Sie auch.«
»Nein!«
»Sie kennen keine Gnade, ich weiß es.«
»Dann sind sie schon hier?«
»Ja, das sind sie. Ich habe sie gehört, und ich habe sie auch gesehen. Sie treiben sich hier herum. Sie sind schrecklich, denn sie wollen ihre Rache. Es gibt keine Chance mehr. Sie werden sich holen, was sie wollen und brauchen.«
»Wo haben Sie die Geister der Kinder gesehen? Es muß doch einen Platz geben. Hier bei Ihnen in der Wohnung, im Haus…?«
»Nein, überall, aber auch hier.«
»Im Bild ebenfalls?«

Der Reverend schluckte, bevor er sagte: »Das Bild ist schlimm, sehr schlimm sogar.«

»Ist es auch so alt?«

Felder blickte an mir vorbei. »Über zweihundert Jahre«, flüsterte er. »So hat es früher hier ausgesehen, und es hat sich nichts oder kaum etwas verändert. Das kann ich sagen, auch wenn auf dem Bild die Landschaft im Schnee versinkt. Sogar der Teich ist zu sehen, in der Mitte der Mulde. Ich weiß es, ich habe Angst, und ich weiß auch, daß die Kinder heute dorthin von anderen geführt werden. Es ist alles so gekommen, wie es damals schon aufgeschrieben worden ist.«

»Wer hat es hinterlassen, Reverend. Ist es auch ein Felder gewesen? Hat der es verfaßt?«

»Ja, einer von uns. Ein Ahnherr. Die Felders leben schon sehr lange hier. Und einer aus der Nachkommenschaft ist immer Pfarrer geworden. Damals war auch ein Felder der Reverend, als es geschah. Er hat nichts getan, er hat sich gefügt, und er hat ein schrecklich schlechtes Gewissen gehabt. Er soll oder muß seine Seele dem Bösen verkauft haben, und er wollte etwas dagegen tun. Deshalb hat dieser Graham Felder auch das Bild gemalt. Er war Pfarrer und Maler zugleich. Er hat die Kinder nicht gemalt. Ich weiß nicht warum. Das Bild hat die Zeiten überdauert, und für jeden Nachkommen war es eine Mahnung oder Warnung vor den Unbilden der Vergangenheit.« Er nickte. »Hier hat das Böse eingegriffen, und es ist nicht verschwunden. Es wurde immer wieder verdrängt.«

»Graham Felder war also der Maler«, murmelte ich. »Der Teufel muß ihm dabei die Hand geführt haben.«

»Warum?«

Ich erzählte nichts von der Verletzung seiner Tochter, sondern kam auf die gemalte Person direkt zu sprechen, die dem Betrachter den Rücken zudrehte. »Wer ist sie?« erkundigte ich mich. »Wer ist diese Frau auf dem Bild?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sie muß eine Zeugin sein.«

»Ja…«

»Hatte Graham Felder auch eine Tochter? Denken Sie nach. Sie haben die Seiten aus dem Kirchenbuch zerfetzt. Warum? Wollten Sie nicht, daß sie jemand liest?«

»So ist es.«

»Aber wer war oder ist diese Frau? Sie gleicht doch Ihrer Tochter Grace.«

»Hören Sie auf, Sinclair.«

»Nein, ich höre nicht auf, Reverend. Ich will und muß jetzt alles wissen. Nur so kann man das Schreckliche noch verhindern. Und Sie sollten sich auf meine Seite stellen und nicht wieder feige sein und

den anderen Mächten gehorchen, denn das haben Sie getan. In Ihnen steckt dieser andere Keim. Nicht grundlos hat Ihre Hand geblutet.«

»Ich bin der letzte«, flüsterte er. »Ich bin der letzte Felder. Ich habe keinen Sohn, nur eine Tochter. Es wird keinen Nachfolger mehr geben. Unser Geschlecht hier ist ausgestorben. Der Name Felder wird in Vergessenheit geraten. Und so habe ich die Aufgabe meines Ahnherrn Graham übernommen. Das ist die Wahrheit. Ich habe mich dazu bereit erklärt.«

Ich wußte, was er damit meinte, aber ich wollte es von ihm wissen. Er sollte mir die schreckliche Wahrheit sagen. »Sollen Sie die Kinder in den Tod führen? Sind Sie auserwählt worden, Reverend? Als letzter aus der Felder-Dynastie?«

»Sie wissen es doch schon«, flüsterte er. »Warum fragen und quälen Sie mich dann noch?«

Ich wollte ihm eine Antwort geben, aber Grace kam mir zuvor. Sie bewegte sich plötzlich wie ein Automat, als sie den Schreibtisch erreichte und sich mit beiden Händen auf der Platte abstützte. »Nein!« keuchte sie. »Nein, das ist nicht möglich. Das will ich nicht. Das kann nicht sein. Mein Vater ist ein Diener des Herrn. Er kann sich doch nicht dem Teufel verschworen haben.«

»Er ist der letzte Felder. Oder haben Sie noch einen Bruder?«

»Nein, das nicht.«

»Dann wird sich mit ihm der Kreis schließen.«

Grace schüttelte den Kopf. »Soll er tatsächlich die Kinder in den Tod führen? In das kalte Wasser des Teichs? John, sagen Sie es!«

»Sie haben es gehört.«

»Ja, ich habe es gehört«, flüsterte sie, und ihre Stimme klang sehr bitter.

»Und, verdammt noch mal, ich fange allmählich an, es zu glauben.« Sie stieß sich vom Schreibtisch ab und drehte sich dabei. »Aber soll ich meinen Vater jetzt dafür hassen?«

»Nein, Grace, auf keinen Fall.«

»Was sollen wir denn tun?«

»Helfen. Wir müssen versuchen, Ihrem Vater zu helfen. In seiner Brust kämpfen zwei Seelen, die sich noch in einem ungefähren Gleichgewicht befinden. Das aber kann sich rasch ändern, wenn der alte Auftrag voll durchbricht. Ich weiß nicht, wie der Kontakt zwischen der anderen Seite und Ihrem Vater zustande gekommen ist, aber ich denke, daß er seinen Auftrag erfüllen wird. Er ist gezeichnet, denken Sie an die blutige Hand, und möglicherweise hat das Bild einen entsprechenden Einfluß auf ihn ausgeübt. Es ist eine Hinterlassenschaft, ein Erbe. Es ist zu einem Götzen geworden, der gegen den Gott ankämpft, dem sich Ihr Vater verschworen hat.«

Grace war etwas durcheinander. »Moment mal. Meinen Sie

tatsächlich, daß sich die andere Seite in dem Bild verborgen hält?«

»Ja, das meine ich.«

»Der böse Geist.«

»So ähnlich.«

»Und die Frau?«

In ihrer Frage hatte die entsprechende Spannung mitgeschwungen. Ich hob die Schultern, denn es war schwer, eine Erklärung abzugeben. »Ich kann darüber nur spekulieren und aus dem Fundus meiner eigenen Erfahrungen schöpfen, Grace. Dieser Graham Felder muß verdammt mächtig gewesen sein, was die Seite des Bösen anging. Möglicherweise ist er auch ein Seher gewesen…«

»Soll er mich gesehen haben?« fragte sie hektisch.

»So ähnlich könnte es gewesen sein.«

»Nein, das kann ich einfach nicht glauben. Das ist ja der reine Wahnsinn.«

»Ja, so hört es sich an. Es hat jetzt keinen Sinn, über die Mächte des Bösen zu spekulieren. Finden wir uns damit ab, daß Graham Felder in die Zukunft hat schauen können. Die andere Seite hat ihm den Zeitpunkt der Rache damals genau eingegeben, und sie hat ihm auch erklärt, wer dann wohl diese Aufgabe übernimmt. Also muß dem Maler Ihr Vater bekannt gewesen sein.«

»Und ich war ihm auch bekannt.«

»Sicher. So schlimm es sich auch anhört. Sie sind ebenfalls in der Rechnung aufgeführt. Nur kam man an Sie nicht heran, weil Sie den Ort sehr früh verlassen haben. Wären Sie geblieben, würden Sie jetzt nicht so neutral sein.«

»Das bin ich nicht.«

»Irgendwo schon.«

»Nein, nicht für mich, John.« Sie ging auf das Bild zu, blieb allerdings nach zwei Schritten wieder stehen, als hätte sie Angst vor der Nähe bekommen. »Ich will nicht darüber nachdenken, John. Ich lasse es so, wie es ist.«

»Das ist für Sie am besten.«

Beide hörten wir das lang anhaltende Seufzen, in das sich Stöhnlaute hineinmischten. Wir drehten uns um und bekamen mit, wie sich der Reverend schwerfällig aus seinem Stuhl erhob, aber nicht weiterging, sondern vor dem Sitzmöbel stehenblieb.

Sofort war Grace bei ihm und legte ihre Hände auf die Schultern. »Vater, was ist?«

»Ich muß gehen, Kind.«

»Wohin?«

Er drückte das Kinn vor. »Zu den Kindern muß ich gehen. Ich muß meiner Aufgabe nachkommen und sie in den Tod geleiten…«

***

Die Tür des Hauses war aufgerissen worden. Das hatte der heraneilende Brett McCormick genau gesehen, aber er sah auch noch etwas anderes.

Die schwankende Gestalt blieb nicht auf der Schwelle stehen, sondern stolperte nach draußen. Sie schrie und jammerte in einem, und McCormick hatte in ihr längst Helen Goldman erkannt, die weiter nach vorn laufen wollte, es aber nicht mehr schaffte, sondern in den Knien zusammenbrach und dabei nach vorn kippte. Sie wäre gefallen, hätte der Mann nicht so rasch reagiert und seine Hände vorgestreckt, so daß er sie im letzten Augenblick auffangen konnte.

Zitternd lag sie in seinen Armen. Sprach unzusammenhängende Worte, die aber keinen Sinn ergaben. McCormick hörte hin und wieder das Wort Hubschrauber. Für Helen mußte es eine besondere Bedeutung haben, über die er aber erst später mit ihr reden wollte. Zunächst mußte er herausfinden, was mit ihr genau geschehen und welches Grauen ihr dabei begegnet war, denn so wie sie sah ein Mensch aus, der das Grauen gesehen haben mußte. Sie war völlig am Ende ihrer Kraft.

McCormick wußte nicht mal, ob er es riskieren sollte, sie loszulassen, denn sie wäre sicherlich zusammengebrochen.

Er schaute an ihrer Schulter vorbei auf das Haus. Die Tür stand offen, aber er sah nicht, was sich innen abspielte, denn die Leuchte im Flur war noch dunkel.

McCormick drückte sie zurück. »Okay, Helen, jetzt mal langsam. Wir gehen hinein und…«

»Neinnn!« kreischte sie. »Nicht hinein. Da lauert der Tod. Da ist…«

»Gut, dann bleib du hier.«

»Auch nicht. Ich will weg.«

»Ohne dein Kind?«

Diese Frage hatte Helen erschüttert. »Himmel, David. Großer Gott, er ist allein…«

»Wo denn? Im Haus?«

»Ja.«

»Okay, dann schaue ich nach.« McCormick drückte Helen so weit zurück, bis sie die Hauswand im Rücken spürte. Die konnte sie als Stütze benutzen. Ihre Arme sanken dabei nach unten. Sehr matt, auch entsprechend langsam, und erst jetzt sah der Mann das Blut an Helens Händen. Er nahm sich die Zeit und hob die Hände an, um sich die Verletzungen genauer anzuschauen.

Sie waren auf eine Schlimme Art und Weise verletzt worden und wirkten so, als hätte jemand an bestimmten Stellen in sie regelrecht hineingehackt.

»Was ist mit deinen Händen, Helen? Wer hat das getan? Himmel, gib Antwort! Wer befindet sich im Haus?«

»David…«
Brett konnte es kaum glauben. »Hat er dich so zugerichtet?«
»Das Monster…«
»Was? Noch einmal…«
»Der Hubschrauber…«
Da war es wieder, dieses verdammte Wort, mit dem McCormick vorhin schon nichts hatte anfangen können. Jetzt hatte sie es wieder ausgesprochen, und er glaubte nicht mehr daran, daß es ohne Grund gewesen war.
»Bitte, Helen, bleib hier an der Wand. Ich schaue mich inzwischen im Haus um und bin gleich wieder da. Ist das okay?«
Sie gab keine Antwort. Brett hatte auch keine erwartet. Er ließ Helen stehen und überbrückte den Weg zur Haustür mit nur zwei Schritten. Er war schnell gewesen, vor der Tür aber stoppte er, als hielte ihn etwas zurück.
Sein Polizeiinstinkt hatte auch in den beiden Jahren der Pensionierung nicht gelitten. Er sah nichts, aber er spürte sehr deutlich, daß in diesem Haus etwas nicht stimmte. Mit Blicken suchte er den Raum hinter der Tür ab, der nicht sehr groß war. Auch der Ansatz der Treppe war zu sehen.
Dicht davor und leicht seitlich versetzt lag eine Gestalt, die helle Kleidung trug. Deshalb hob sie sich auch deutlich vom Boden ab.
Jerry Goldman war es nicht. Er war größer. Blieb nur das Kind der Goldmans, David.
Liebend gern hätte McCormick eine Waffe besessen. Die aber hatte er abgeben müssen, und herbeizaubern konnte er keine. So mußte er waffenlos das Haus betreten.
Er machte einen vorsichtigen Schritt nach vorn, ließ die Schwelle hinter sich und blickte sich mit der gebotenen Vorsicht um. Er machte dabei den Eindruck eines Menschen, der auf alles gefaßt ist und auch bereit war, sich zu wehren. Mit allen Mitteln.
Nein, man griff ihn nicht an. Er ging tiefer in die rechteckige Vordiele hinein. Seine Füße hatten bereits den Teppich berührt, der über den Holzbohlen lag.
Es war David, der auf dem Boden lag. Brett konnte ihn jetzt besser erkennen, aber seinen ersten, schreckhaften Eindruck mußte er revidieren, denn David war nicht tot. Er lag nur regungslos auf dem Boden. Seine Haltung war etwas gekrümmt, den rechten Arm hatte er angewinkelt. Der Junge sah aus, als wäre er von der Treppe gefallen.
Erklärlich, wenn Brett an die Schwäche der Kinder dachte.
McCormick war nervös. Deshalb leckte er auch seine Lippen. Die Augen bewegten sich. Er wußte, daß hier etwas passiert war, aber er konnte noch nichts erkennen.
Im Haus war es still. Aus der oberen Etage hörte er ebenfalls nichts,

und so konzentrierte er sich einzig und allein auf seinen eigenen Atem, der schnaufend durch die Nasenlöcher drang.

Einige Sekunden waren vergangen. Da nichts in der Zwischenzeit geschehen war, entschloß er sich, auf David zuzugehen und sich um ihn zu kümmern. Er würde ihm sicherlich die entsprechenden Auskünfte geben können. Es blieb bei seinem Vorhaben, denn schon nach der ersten Bewegung stand er wieder starr. Brett hatte etwas gehört. Das Wispern war da. Es umtanzte ihn. Es klirrte und schrillte in seinen Ohren, und es waren die Stimmen der Kinder, die ihn auf diese makabre Art und Weise begrüßten.

Sie lachten, sie freuten sich. Möglicherweise sprachen sie auch, aber er konnte nicht verstehen, was sie da von sich gaben, denn ein Wort ging in das andere über und vereinigte sich zu diesem für ihn widerlichen Zischeln.

McCormick hatte den Mund zu einem harten Grinsen verzogen. Die Geister waren da. Sie hatten auf ihn gelauert, aber sie hielten sich zurück. Nicht mal den üblichen Geruch des Todes nahm Brett wahr, wobei er daran dachte, daß Geister wohl nicht rochen.

Er war stehengeblieben und hatte die Arme seitlich ausgestreckt.

»Verdammt noch mal, wo seid ihr?« flüsterte er scharf in die Stille hinein, weil er einfach etwas sagen mußte. »Wo kann ich euch finden? Zeigt euch!«

Sie blieben unsichtbar. Aber sie meldeten sich weiter, und es hörte sich für Brett an, als würden sie ihn vor allen Dingen in Kopf höhe umtanzen.

Ein Lied sangen sie nicht, jetzt waren sie einfach nur da, und plötzlich so nahe, daß er sie spüren konnte.

Da war wieder dieser kalte Luftzug. Eine besondere Kälte. Anders als die draußen.

Brett blieb stehen. Er spürte die Kälte am eigenen Leib, besonders auf seinem Rücken, wo sie sich festgesetzt hatte. Er ging nicht weiter und wollte zunächst einmal abwarten, ob sich in seiner Nähe etwas verändert hatte, aber niemand zeigte mehr Interesse an ihm. Die Unsichtbaren erst recht nicht, denn sie zogen sich zurück, und er bekam mit, wie ihre Stimmen leiser wurden.

McCormick ging es besser. Er hatte nicht mehr so viel Angst, und stark mußte er auch sein, auch wenn er sich nur mit David beschäftigen wollte, der regungslos am Boden lag.

Er merkte auch nicht, daß jemand an ihn herantrat. Erst als der Schatten des Mannes über ihn fiel, drehte er den Kopf so, daß er in die Höhe schauen konnte.

McCormick schaute ihn an. »Hi, David«, flüsterte er. »Erkennst du mich? Weißt du, wer ich bin?«

Der Junge schwieg. Er bewegte nur seine Augen und atmete

stoßweise.

McCormick war etwas durcheinander. Er suchte nach Worten. Ihm fiel der Hubschrauber wieder ein, den Helen erwähnt hatte, aber er wußte nicht, was er damit anfangen sollte, denn auch David hatte ihn nicht erwähnt, was eigentlich hätte natürlich sein müssen. »Willst du nicht aufstehen?« David gab keine Antwort. »Kannst du nicht aufstehen?«

McCormick beugte sich tiefer. »Wenn nicht, dann sag es. Ich werde dir helfen. Ich sorge dafür, daß du auf die Beine kommst und zu deiner Mutter gehen kannst.«

»Ich will allein bleiben.«

»Das brauchst du aber nicht. Ich glaube auch nicht, daß es deine Mutter will.« Brett zuckte zurück, denn der Junge hatte sich plötzlich bewegt und halb aufgesetzt. Er starrte dem ehemaligen Polizisten böse ins Gesicht. Von seiner Schwäche jedenfalls war nicht mehr viel zu merken.

In den Augen schien es zu glühen. Damit kam der Mann nicht zurecht.

So etwas hatte er auch bei einem Erwachsenen noch nicht gesehen, und so trat Brett McCormick sicherheitshalber einen Schritt zurück.

Besessen! schoß es ihm durch den Kopf. Wer so schaut, der kann nur besessen sein.

David stand auf. Er atmete dabei heftig. Sogar ein leises Knurren drang aus seinem Mund.

McCormick beobachtete jede seiner Bewegungen, und wie sich dieser Junge erhob, das war nicht normal. Er schwankte dabei, er kam auf die Füße, und es sah aus, als würde er zunächst weit ausholen wollen.

Er blieb auf den Beinen. Breitbeinig stand er vor dem Besucher und glotzte ihn an. In seinem wollenen Schlafanzug hätte er eigentlich ein lächerliches Bild abgeben müssen. Das empfand der andere nicht so.

Dieser junge Mensch war schlimm oder war schlimm geworden.

Allerdings nicht durch sein eigenes Zutun. In ihm steckte etwas anderes, etwas Furchtbares, das nicht von dieser Welt war. Ein namenloses Grauen, und McCormick dachte wieder an die schrillen und widerlichen Stimmen der unsichtbaren Geister. Sollte es einer von ihnen geschafft haben, sich in den Jungen einzuschleichen?

Das alles konnte durchaus sein. Um genauer darüber Bescheid zu wissen, mußte David reden. Er würde erklären müssen, was mit ihm passiert war, wer die Kontrolle über ihn erlangt hatte und wie genau die Zukunft aussah.

Brett suchte nach Worten. Er mußte David richtig ansprechen, um auch eine adäquate Reaktion zu erhalten.

Er wollte loslegen, doch das Wort blieb ihm in der Kehle stecken, denn aus dem Dunkel der Umgebung hatte er ein Geräusch gehört.

Ein ungewöhnliches Brummen, das überhaupt nicht hierher paßte. Das Geräusch hörte sich an, als wäre es von einem riesigen Insekt ausgestoßen worden, und der Polizist drehte sich auf dem Absatz um.

David war jetzt zweitrangig geworden.

Etwas lauerte in diesem düsteren Eingangsbereich. Es war noch nicht zu sehen, nur zu hören, aber es bedeutete Gefahr.

McCormick hatte die Gelegenheit gehabt, sich zurückzuziehen. Er hatte es nicht gewollt. Jetzt mußte er auch den nächsten Schritt gehen und sich den Problemen stellen.

David war nicht mehr interessant. Er ging einen kleinen Schritt nach hinten und griff in die rechte Außentasche der gefütterten Jacke, wo seine schmale Taschenlampe steckte. Er brauchte sie einfach, denn es war doch schon ziemlich dunkel. Noch bevor er sie einschalten konnte, passierte es.

Genau aus der Ecke, wo das Geräusch aufgeklungen war, stieg etwas Dunkles in die Höhe, das sich auch bewegte. Es brummte weiter.

Während des Ansteigens schwankte und blinkte dieses Gerät, das von McCormick als Flugkörper identifiziert wurde. Es war kompakt, es war kein Flugzeug, aber in seinem Innern schimmerten Lichter, deren Schein auch nach außen drang, so daß sich die Umrisse dieses Gegenstandes abmalten.

Es war ein Hubschrauber!

Nein, das Lachen über dieses irgendwo auch lächerliche Spielzeug blieb dem Mann im Hals stecken. Da brauchte er nur an David zu denken und an das Unerklärliche und Unheimliche innerhalb des Ortes, wozu der Hubschrauber ebenfalls beitrug.

Er stieg nicht bis zur Decke hoch, wo er vielleicht durch einen Anprall zerbrochen wäre. Dicht unter der Decke blieb er stehen, die Flügel drehten sich weiter, der Kreis blieb über ihm, und Brett wußte jetzt, weshalb Helen das Wort Hubschrauber mehrmals wiederholt hatte. Er sah ihn, und Helen mußte vor diesem verdammten Ding eine große Furcht gehabt haben.

Er wartete noch. Es war ein Lauern, vergleichbar mit dem eines bösen Tiers. McCormick hielt seine Lampe noch in der Hand. Er wollte sie einschalten, sein Finger zuckte schon, als sich der Hubschrauber in Bewegung setzte.

Alles ging blitzschnell.

Brett blieb der Schrei im Hals stecken, denn in der Dunkelheit hatte er sich schon geirrt, was die Entfernung anging. Der verdammte Hubschrauber war viel schneller bei ihm, als er es gedacht hatte, und er zielte auf seinen Kopf.

Der Mann duckte sich.

Zum Glück, aber leider nicht tief genug. Vielleicht war das Ding auch abgekippt, jedenfalls schlugen die Rotorblätter wahnsinnig auf ihn ein.

Nur den Kopf trafen sie. Er spürte die Schmerzen, er wußte, daß er blutete, und er hatte die Arme ausgestreckt, als er dem Boden entgegenfiel.

Der Hubschrauber blieb wie ein böses Insekt in seiner Nähe. Das Geräusch des Motors schien sich verwandelt zu haben. Es war zu einem schrillen, bösen Laut geworden, zu einer Säge, die sein Gehirn zerteilen wollte. Er fürchtete plötzlich um sein Leben oder rechnete zumindest mit starken Verletzungen, als er sich über den Boden wälzte und sich trotz der Gefahr ein wenig lächerlich vorkam.

Mit dem Rücken prallte er nun gegen die Wand. Es gab kein Weiterkommen mehr, er mußte sich dem Ding stellen, wälzte sich nach links, um auf die Füße zu kommen.

Das schaffte er nicht ganz.

Kaum hatte er eine kniende Haltung eingenommen, als der Hubschrauber vor ihm auftauchte.

Brett mußte die Arme hochreißen. Er rammte seine Fäuste gegen das Ding, spürte die harten Schläge an seinen Händen, schrie und fluchte zugleich, dann wuchtete er die Hände in die Höhe und den Hubschrauber ebenfalls.

Auf den Schmerz in seinen Händen hatte er nicht geachtet. Die Maschine aber hatte den Stoß nicht ausgleichen können. In einer schrägen, torkelnden Bewegung wurde das Ding in Richtung Decke gestoßen, prallte auch dagegen, und Brett sah, daß es aus dem Flugrhythmus geraten war. Plötzlich schmierte der Hubschrauber ab. Er fiel, schlug aber nicht auf, sondern fing sich wieder, wobei er mit den Kufen noch über den Untergrund rutschte.

An der Tür nahm Brett eine Bewegung wahr. Niemand betrat das Haus, es war David, der sich aufgerafft hatte und es nun verließ. McCormick hätte ihn gern zurückgehalten, aber das andere Ding hatte etwas dagegen und griff wieder an.

McCormick huschte auf die Tür zu. Die Schmerzen in den Händen ignorierte er. Die kleine Taschenlampe lag auch längst irgendwo am Boden, aber er hatte an der Tür einen Schirmständer entdeckt, aus dem auch die Griffe einiger Schirme hervorragten.

Er zerrte einen hervor, dann fuhr er herum.

Der manipulierte Hubschrauber schien sich wieder erholt zu haben. Das Geräusch des Motors kam ihm noch lauter vor, und mit frischer Energie flog er auf seinen menschlichen Gegner zu.

»Nein!« keuchte der ehemalige Polizist, als er sich breitbeinig hinstellte.

»Nicht mehr, nicht mehr…«

Dann stieß er zu.

Er schrie dabei. Er wollte sich Luft verschaffen, und er sah, wie die Spitze des Schirms gegen den Rumpf der Maschine krachte und sie aus

der Richtung brachte. Das Ergebnis war McCormick zu wenig, denn er lief hin und stach wie eine Lanze mit dem Schirm in die Höhe.

Er traf noch einmal.

Der Hubschrauber bekam den letzten Kick. Die Rotorblätter sägten in die Decke hinein, die Goldman mit Holz getäfelt hatte. Allerdings in einer Balkenform, und zwischen den einzelnen Holzstücken existierten noch freie Flächen.

In einer dieser Lücken klemmte der Hubschrauber mit seinen Blättern plötzlich fest. Der Motor überdrehte, schien zu schreien, und McCormick war unter dem Ding in einer guten Position stehengeblieben. Er zielte mit seiner Waffe schräg in die Höhe und visierte sein Ziel dabei genau an.

Dann stieß er zu. Er sprang dabei noch in die Luft. In seinem Schrei entlud sich die gesamte Wut, die er spürte, und von unten her wurde der Hubschrauber getroffen.

Zuerst brachen die Rotorblätter. Die Stücke fielen in die Tiefe.

McCormick hörte sich selbst lachen, als er noch einmal mit aller Macht zustieß.

Volltreffer!

Diesmal war die Schirmspitze in den Bauch hineingerammt. Der aus Steinen zusammengebaute Hubschrauber wurde zerstört. Der Boden riß auf, Steine fielen in die Tiefe.

Der Mann sprang zur Seite, um nicht getroffen zu werden. Er schaute zu, wie die Einzelteile neben ihm am Boden landeten, aber seiner Meinung nach noch zu kompakt waren.

Deshalb trat er auf ihnen herum. In einem Anfall von Wut, in einer Bewegung, die außer Kontrolle geraten war, rammte er seine Hacken immer wieder in diese Reste hinein, bis so gut wie nichts mehr an die frühere Form erinnerte.

Dahn trat er zurück.

Er atmete schwer. Seine Augen brannten. Er spürte den inneren Druck, als sollten sie ihm aus den Höhlen geschoben werden. Trotz der Kälte schwitzte er. Die Anspannung ließ nach, er fühlte sich wieder frei, aber er merkte jetzt auch, daß er beim Kampf gegen dieses Ding etwas abbekommen hatte. Er blutete aus den kleinen Wunden am Kopf, und seine Handknöchel waren angeschlagen. Dort hatten die Rotorblätter die Haut aufgerissen und blutende Schrammen hinterlassen. Brett war es egal, denn es hätte auch schlimmer für ihn enden können.

Allmählich kam er wieder zu sich. Konnte nachdenken. Er erinnerte sich daran, daß er David aus dem Haus hatte gehen sehen. Hinein in die Kälte, wo auch seine Mutter wartete.

Alles stand wieder plastisch vor seinen Augen, und plötzlich wußte er, daß dies nur ein Anfang gewesen war. Es würde weitergehen, bis

zum bitteren Ende.

Er drehte sich um, der Tür zu. Er sah die Lampe auf dem Boden liegen, hob sie auf, steckte sie aber nicht ein, weil er plötzlich Stimmen hörte.

Ja, sie waren noch da oder schon wieder da.

»Christmas Day is coming…«, sangen sie freudig erregt, als wären sie dabei, noch in ihrer unsichtbaren Welt zu tanzen und sich darüber zu amüsieren.

»Verdammt noch mal«, brüllte Brett, »zeigt euch endlich! Los, zeigt euch! Ich will euch sehen. Ich will erleben, wie ihr…« Seine Stimme überschlug sich, und er stöhnte auf. Er war mit den Nerven fertig.

Sie zeigten sich nicht. Sie waren da. Die Kälte wehte an ihm vorbei.

Kalte, unsichtbare Tücher, die ihn einfach umklammerten wie Kleiderfetzen, aber nicht zu sehen waren.

Er schlug um sich. Brett wußte selbst, daß es nichts brachte. Er traf keine Gegner, aber er mußte einfach etwas tun, und er mußte sich bewegen.

Er schlug in die Luft.

Sie lachten ihn aus, aber ihre Stimmen verloren sich, als hätten sie die Schwelle zu einer anderen Welt überschritten.

Weg waren sie.

McCormick stand allein, er atmete schwer und fühlte sich matt wie nach einem Boxkampf. Sicherlich lag es am Alter. Vor zehn Jahren war er noch besser in Form gewesen.

Brett wußte auch, daß er im Haus der Goldmans nicht bleiben konnte.

Es ging um die Kinder, um eine alte Rache, um den Teich, und es ging um Weihnachten. Nicht mehr lange, dann war die Tageswende erreicht.

Er glaubte fest daran, daß sich bald etwas ereignete, was alles bisher Dagewesene in den Schatten stellte.

Auf der Schwelle der offenen Haustür, erschien eine Gestalt. Nicht normal, nein, das war nicht möglich. Die Person hatte einfach zuviel mitmachen müssen. Es war Helen Goldman, die sich aufgerafft hatte, wieder in ihr Haus zurückzukehren.

Sie weinte, stieß sich ab, schüttelte dabei den Kopf und betrat die Diele.

Brett wußte, daß sie kaum noch Kraft hatte, sich auf den Beinen zu halten. Bevor sie noch zusammenbrach, war er bei ihr und stützte sie ab.

Er führte sie bis zur Treppe, wo er sie auf die zweite Stufe niederdrückte.

Um seine eigenen Verletzungen kümmerte er sich nicht, denn auch Mrs. Goldman war angeschlagen, und nun wußte McCormick, woher

die Wunden stammten.

»Bitte«, sagte er nur. »Du mußt dich zusammenreißen, Helen. Es klingt fade, aber nur so können wir etwas tun. Wir dürfen nicht die Nerven verlieren, hörst du?«

Helen gab keine Antwort. Sie nickte nicht einmal. Brett hoffte nur, daß sie ihn verstanden hatte. Im Moment jedenfalls war sie apathisch. »Soll ich dir einen Whisky holen?« fragte er, »der hilft manchmal.«

Helen schüttelte den Kopf. Sie war mit ihren Gedanken ganz woanders und sprach sie auch aus. »Ich habe David gesehen. Ich habe ihn gesehen. Er ist aus dem Haus gekommen.«

»Ja, das stimmt.«

»Er konnte sogar laufen«, sprach sie weiter. »Niemand brauchte ihm zu helfen. Er ging langsam, aber er ging.« Sie nickte, als wollte sie ihre eigenen Worte bestätigen. Brett wußte, daß sie weitersprechen wollte, deshalb sagte er nichts. »Er hat mich nicht mal angeschaut, Brett. Er lief einfach weiter. Hinein in die Kälte. Er spürte sie auch nicht. Für ihn war sie nicht vorhanden, und er sah aus wie jemand, der ein Ziel hat. Er setzte einen Fuß vor den anderen, und er lächelte dabei. Ich habe es deutlich gesehen. Er lächelte wie jemand, der sich auf etwas freut. Das war schon toll. Ich habe…«, sie hob die Schultern. »Ich weiß aber nicht, ob ich mich darüber freuen soll, Brett. Ich weiß es einfach nicht.«

Auch McCormick wußte nicht, wie er die Frau trösten sollte. Jedes Wort kam ihm wie eine Phrase vor, aber er sprach den Satz trotzdem aus.

»Du wirst es erleben, Helen, es wird ihm wieder gutgehen. Es kommt alles in Ordnung.«

Helen wartete mit der Antwort. Dann sagte sie etwas, das den Mann erschreckte. »Er ist nicht mehr mein Sohn, Brett. Nein, er ist nicht mehr mein Sohn…«

»Was? Wie kannst du das nur sagen?«

»Es ist aber so«, flüsterte sie. »Er ist nicht mehr mein Sohn. Ich habe ihn verloren. So wie er sich verhalten hat und so wie er aussah, kann er nicht mehr mein Sohn sein. Ich habe es gespürt. Nicht nur, weil er mich nicht angeschaut hat, das hätte auch normal passieren können, nein, er sah aus wie jemand, der anderen Befehlen gehorcht. Er wirkte auf mich wie ein Schlafwandler und ein Selbstmörder zugleich. Kannst du dir das vorstellen, Brett?«

»Das darfst du nicht sagen, Helen.«

»Was denn?«

»Dieser Begriff Selbstmörder.«

»Warum nicht?«

»Nein, er bringt sich nicht um, er…« Brett verstummte, weil Helen den Kopf gedreht und ihn einfach nur angeschaut hatte, denn sie

wußte es besser, er letztendlich auch.
»Hast du gesehen, wo er hingegangen ist?« erkundigte sich der Mann.
»Nein, Brett. Er ging einfach nur weg. Ein heller Schatten, der von der Dunkelheit verschluckt wurde.«
»Ja, das stimmt.«
»Und ich weiß nicht, was ich tun soll. Mein Mann Jerry ist nicht da, er arbeitete bei Nachbarn, er wollte dort etwas richten. Er wird von alldem nichts wissen.«
»Soll ich ihn holen?«
»Nein, Brett, nein. Jerry hat sich nie besonders für die familiären Dinge interessiert. Das muß ich allein durchstehen. Es hat ja so kommen müssen. Die Kinder sind nicht grundlos schwach geworden. Da steckt ein Plan dahinter, und du weißt das, Brett.«
»Ja, das ist mir bekannt.«
»Kannst du denn etwas tun?«
Er hob die Schultern. »Ich habe einen Bekannten kommen lassen. Wir sind dabei, verstehst du? Und du darfst mir auch nicht böse sein, wenn ich dich jetzt allein lasse. Ich muß noch einiges besorgen und in die Wege leiten.«
»Hat das etwas mit David zu tun?«
»Auch.«
»Dann darf ich hoffen?«
Brett lächelte sie an. »Das kannst du.«
»Gut, ich vertraue dir.« Sie schaute auf ihre blutigen Hände, dann auf die des Mannes. »Wir haben beide gekämpft, Brett. Wir haben es mit einem Spielzeug zu tun gehabt, das uns umbringen sollte. Mit einem von David gebastelten Hubschrauber, der plötzlich zu einem schrecklichen Leben erwachte…«
»Denk nicht darüber nach, Helen - bitte!«
»Aber was war das?«
»Es ist vorbei.«
Sie blieb bei dem Thema. »David? Hat es David getan, Brett? Ist er dafür verantwortlich?«
»Ich weiß es nicht genau. Es ist mir alles noch so unbekannt, aber ich hoffe, daß ich es herausfinde. Ist das okay?«
»Ja, vielleicht.«
Brett McCormick nickte der Frau zu. »Ich lasse dich nicht gern allein, Helen, aber ich muß jetzt gehen. Versprich mir, daß du hier in deinem Haus bleiben wirst. Draußen ist eine andere Welt. Dort ist es zu gefährlich. Ich glaube auch nicht, daß es noch einmal einen fliegenden Hubschrauber geben wird.«
Sie schaute zu ihm hoch. »Dann hat doch unser David damit zu tun gehabt.«
»Ich schließe es nicht aus«, gab er zu. Helen nickte. Sie war in

Gedanken versunken. Sie fror auch und zitterte. »Es wird am besten sein, wenn ich bete.«

McCormick überlegte nicht lange. »Ja, Helen, das ist wirklich eine gute Idee.« Er nickte ihr noch einmal zu, drehte sich um und verließ das Haus. Die Tür zog er wieder ins Schloß und atmete tief durch.

Es war kalt. Dunst lag in der Luft. Als er einatmete, kam es ihm vor, als wäre die Luft mit einer Säure angereichert worden…

***

Grace Felder war entsetzt. »Vater, nein!« Sie schüttelte den Kopf. »Du bist wahnsinnig!« Sie wollte zu ihm hinlaufen, aber ich hielt sie mit einem schnellen Griff zurück.

»Lassen Sie ihn, Grace, lassen Sie ihn!«

Sie drehte sich und zeigte mir ihr Gesicht. »Aber ich kann ihn doch nicht gehenlassen. Er wird die Kinder in den Tod treiben. Sollen wir das zulassen?«

»Bestimmt nicht.«

»Eben. Und da…«

»Wir müssen abwarten, Grace. Wir müssen alles auf uns zukommen lassen.«

»Wie weit denn?« fuhr sie mich an. Ihre Augen funkelten. »Wollen Sie es bis zum letzten kommen lassen?«

»Das sicherlich nicht. Aber begreifen Sie doch. Wir haben zuwenig in der Hand, um schon jetzt etwas unternehmen zu können. Lassen wir ihn die Vorbereitungen treffen. Ich habe die Stimmen gehört, kaum daß ich diesen Ort hier erreichte. Sie sangen nur dieses eine Lied. Christmas Day is Coming, und darauf sollten wir uns konzentrieren. Auf nichts anderes sonst, Grace. Bis zum Heiligen Abend haben wir noch einige Stunden Zeit.«

Ihre Energie verlor sich. Sie erschlaffte, und ich konnte sie auch wieder loslassen.

»Wenn das nur gutgeht«, flüsterte Grace und wischte dabei über ihre Stirn.

»Es ist der Fluch der Familie. Sie sind seine Tochter, Grace. Hätte Ihr Vater noch einen Sohn gezeugt, so hätte er das Erbe übernommen, und alles wäre normal weitergegangen, aber die Felders scheinen jetzt auszusterben oder zumindest der Name. Daran müssen Sie sich schon gewöhnen, so schwer es Ihnen auch fallen mag.«

Sie schluckte, aber sie schwieg. Dann schaute sie dorthin, wo ihr Vater stand. Er hielt sich in der Nähe des Fensters auf und schaute nach draußen, als wäre dort einiges zu erkennen.

Ich ging zu ihm. Er hatte mich bemerkt, aber er drehte sich nicht um.

»Was wollen Sie, Sinclair?«

»Noch einmal mit Ihnen reden.«

»Das hat doch keinen Sinn mehr. Ich muß meiner Aufgabe nachkommen. Ich bin der letzte Felder, und der Kreis hat sich endgültig geschlossen. Ich bin das hinterste Glied, Mr. Sinclair. Ein Zurück wird es nicht mehr geben. Mich kann auch niemand stoppen. Selbst Sie werden es nicht schaffen. Wer es dennoch versucht, wird verlieren, und zwar endgültig. Sein Leben wird ausgelöscht werden…«

»Hören Sie, Mr. Felder. Es gibt immer wieder Möglichkeiten, etwas zu ändern.«

Er lachte gegen die Scheibe, die deshalb beschlug. »Daran glauben Sie selbst nicht.«

»Wäre ich sonst hier?«

»Sie sind ein Phantast.«

»Ihre Tochter will Sie zurückhalten.«

Felder schaute an mir vorbei auf Grace. »Stimmt das, was Sinclair gesagt hat?«

»Ja, wenn es nach mir ginge, würde ich dich zurückhalten. Dich sogar einsperren oder anketten.«

Der Reverend lächelte verloren und schüttelte den Kopf. »Du bist naiv, Kind, sehr naiv. Du weißt nicht, mit welchen Feinden wir es hier zu tun haben. Sie sind anders. Es sind keine normalen Menschen, es sind mächtige Wesen. Man kann sich vor ihnen nicht schützen. Sie würden dich töten, wenn du es versuchst, mich daran zu hindern.« Er schaute auf seine blutige Hand, wo der Abdruck meines Kreuzes zu sehen war.

Ich hatte es inzwischen gereinigt und wieder eingesteckt. »Ich bin ein Mann Gottes gewesen, doch das ist vorbei. Sie haben sich immer wieder Pfarrer ausgesucht. Sie waren raffiniert, denn nur so hat das Böse über das Gute gesiegt. Nur so konnten sie triumphieren.«

»Wieviele Kinder sind es?« fragte ich.

»Alle.«

»Wieso?«

»Die Kinder sind alle schwach geworden, aber heute abend werden sie die Kraft haben und zu mir kommen. Das kann ich euch versprechen. Heute werden sie über ihren eigenen Schatten springen und mir folgen wie die Ratten dem Fänger mit der Flöte.«

»Glauben Sie denn, daß die Eltern der Kinder das so einfach zulassen werden?«

»Bleibt ihnen eine Wahl, Sinclair? Nein, es bleibt ihnen keine. Sie kommen gegen die Macht der Toten nicht an. Die Toten wollen Rache nehmen, und niemand kann sie daran hindern. Erst recht keine Menschen. Wenn sie es versuchen, haben sie schon verloren.« Er hob mit einer müden Bewegung seinen rechten Arm. »Ich werde jetzt gehen, denn ich brauche noch eine gewisse Zeit.«

Er wartete unsere Antwort nicht ab, sondern drehte sich um und

öffnete die Tür seines Arbeitszimmers.

»Vater!« schrie Grace hinter ihm her.

Der Reverend blieb stehen und drehte sich um. »Leb wohl, Tochter«, sagte er mit düster klingender Stimme. »Leb wohl, denn dieser Heilige Abend wird anders werden.«

Grace wollte ihm hinterherlaufen; ich war schneller und versperrte ihr den Weg zur Tür. »Nicht, Grace, nicht! Es bringt nichts, wenn wir Ihren Vater festhalten. Das Geschehen muß weiterlaufen. Erst wenn das Ziel fast erreicht ist, können wir etwas tun.«

»Und wenn es dann zu spät ist?«

Ich schüttelte den Kopf. »Soweit werden wir es nicht kommen lassen, Grace.«

»Aber wir müssen doch etwas tun!« schrie sie und stand zitternd vor mir.

»Das werden wir auch.«

»Verdammt noch mal, Sinclair! Ihre Ruhe macht mich wahnsinnig. Was sollen wir denn tun?«

»Beobachten.«

»Wie schön. Das hört sich beinahe so an, als hätten Sie keine Angst, John!«

»Nein, das auf keinen Fall. Angst kenne ich nicht, wenn es um die Aufklärung eines Falls geht. Wir müssen Ihren Vater laufenlassen, Grace. Würden wir versuchen, ihn hier festzuhalten, würde sich an den Vorgängen trotzdem nichts ändern. Im Gegenteil, die Gefahr für die Kinder hier aus dem Ort würde wachsen. So aber sind sie in ein gewisses Regelwerk eingebunden, das eingehalten werden muß. Sollten diese Regeln gestört oder durchbrochen werden, wäre es möglich, daß unsere Feinde durchdrehen, und so etwas käme den Kindern hier bestimmt nicht zugute. Noch einmal, Grace: Wir dürfen nichts durcheinanderbringen.«

»Dann wollen Sie die andere Seite in Sicherheit wiegen?«

»So ähnlich.«

»Aber das geht nicht.«

»Doch, es wird gehen, Grace. Wir ziehen uns taktisch zurück, wir bleiben die Beobachter.«

»Ich weiß nicht«, sagte sie, ging zur Seite und umrundete den Schreibtisch. Sie war nervös und mußte irgend etwas tun. »Ich weiß nicht, ob das der richtige Weg zum Ziel ist. Mein Gott, ich komme mir vor, als hätte man mich in eiskaltes Wasser geworfen, damit ich schwimmen lerne. Ich bin völlig überfragt, ich kann überhaupt keine Logik in all diesen Vorgängen erkennen, obwohl ich die Erklärungen gehört habe. Aber ich schaffe es nicht, sie nachzuvollziehen.«

»Das ist meistens sehr schwer. Man muß schon häufiger mit diesen Dingen zu tun haben.«

»Wie Sie, was?«
»Es ist mein Job.«
Sie schwieg und kaute auf ihrer Unterlippe. »Haben Sie denn eine Ahnung, John, woher mein Vater die Kinder holen wird? Geht er in die Wohnungen, in die Häuser?«
»Nein, das glaube ich nicht.«
»Was tut er dann?«
»Sie werden freiwillig zu ihm kommen. Er wird sie sammeln und dann mit ihnen losgehen.«
»Und wo geschieht das?«
»An einem zentralen Ort, denke ich.«
Grace Felder überlegte nicht lange. »Da kenne ich eigentlich nur einen. Oder zwei.« Sie zählte auf. »Da ist einmal die Kirche, obwohl sie außerhalb von Paxton steht, und zum anderen ist es der Marktplatz mit dem großen Weihnachtsbaum drauf.«
»Sehr gut.«
»Ach«, staunte sie. »Meinen Sie, daß wir meinen Vater und die Kinder dort treffen?«
»Es ist damit zu rechnen. Sicherheitshalber werden wir uns beide Orte ansehen. Kommen Sie, Grace…«

***

Die Luft hatte sich verändert. Es war kälter und diesiger geworden. Ein kalter Dunst oder Nebel schien Paxton einzuhüllen. Die kahlen Bäume sahen aus, als würden sie allmählich erfrieren unter der Eisschicht, die sich auf Aste, Zweige und Stämme gelegt hatte. Der Himmel bildete eine dunkle Decke, die so dicht war, daß sie nicht einen Funken des Sternenlichts durchließ, geschweige denn den Schein des Mondes. So lag Paxton in der tiefen Dunkelheit begraben, und es war noch nicht mal Mitternacht.
Zum Glück nicht. So hatten wir Zeit, alles genau zu verfolgen. Den kurzen Weg bis zur Kirche waren wir zu Fuß gegangen. Grace fror trotz der dicken Jacke. Ich sah, wie sehr sie zitterte. Das aber mochte auch mit ihrem inneren Zustand zu tun haben, unter dem sie litt, denn für sie mußte eine Welt zusammengebrochen sein, jetzt, wo sie ihren Vater mit anderen Augen sah.
Vor dem Portal waren wir stehengeblieben. An manchen Stellen auf den Steinen schimmerte das Eis wie ein matter Spiegel. Grace, die sich auf dem Weg auch des öfteren umgeschaut hatte, schüttelte den Kopf. »Ich denke nicht, daß er hier ist, John. Ich hätte es sonst gespürt, glaube ich. Oder was meinen Sie?«
»Wir werden nachschauen.«
Die Kälte des Eisengriffs der Tür spürte ich selbst durch das Material meiner Handschuhe hindurch, und als ich ihn nach unten drückte,

hörte ich das Kratzen, das mich schaudern ließ. Ich öffnete die Tür und peilte in die dunkle Kirche hinein.

Einen Menschen sah ich nicht. Es war auch nichts zu hören. Die Stille im Gotteshaus wirkte irgendwie lähmend. Vielleicht dauerte es deshalb so lange, bis ich die Kirche betrat. Die Tür hielt ich noch auf, damit mir Grace Felder folgen konnte.

Sie schlich hinter mir her. Ich hörte es unter ihren Füßen knirschen, weil noch die kleinen Steine an den Sohlen klebten und auch der Boden selbst ziemlich schmutzig war.

Es war kalt. Minustemperaturen herrschten hier. In einer katholischen Kirche wäre sicherlich das Weihwasser im Becken gefroren. Auf ganz Europa hatte sich die Kältewelle mittlerweile ausgebreitet, und ein Ende war nicht abzusehen.

Die beiden Bankreihen waren schlicht. Es gab keinen Prunk. Eine relativ niedrige Decke ließ den recht schmalen Raum noch kleiner erscheinen, und der schlichte Altar mit der grauen Platte stand ein wenig erhöht.

Es gab kein Licht in dem Gotteshaus, obwohl Lampen von den Decken hingen. Auf mich wirkten sie wie tote Augen.

Zu beiden Seiten des Altars standen bereits die geschmückten Weihnachtsbäume, die mir deplaziert vorkamen, wenn ich daran dachte, was noch alles passieren konnte.

Ich schaute zurück.

Grace war stehengeblieben. Sie wirkte ein wenig hilflos, als sie die Arme ausbreitete. »Ich kann es einfach nicht fassen, John. Ich will es nicht glauben, ich…«

Sie verstummte mitten im Satz, nicht ohne Grund. Ebenso wie ich hatte sie die kichernden Stimmen der Unsichtbaren gehört, die plötzlich um uns herum waren.

Das Schweigen dauerte nicht lange. Grace Felders Mund öffnete sich, als sie sagte: »Sind sie da, John?«

»Es hört sich ganz so an.«

»Allmächtiger, in der Kirche. Das ist furchtbar. Dies hier ist ein geweihter Raum. Wie ist das möglich?«

»Weil sie so stark sind, Grace. Sie haben all die Jahre überlebt, und selbst Ihre Vorfahren haben sie nicht stoppen können. Sie mußten mit ihnen leben, und sie haben mit ihnen gelebt, mit diesem furchtbaren Wissen, aber es blieb ihnen nichts anderes übrig, als mit den Geistern einen Burgfrieden zu schließen. Sie waren immer um sie herum, immer wieder, und all Ihre Vorfahren haben sich damit abgefunden.« Ich hatte ziemlich laut gesprochen, um die Stimmen zu übertönen. Jetzt, wo ich schwieg, waren sie wieder deutlicher zu hören.

Die Seelen der verlorenen Kinder hatten ihren Spaß. Sie kreischten, sie drehten unsichtbar ihre Kreise durch den Innenraum der Kirche,

aber sie beließen es nicht dabei, denn sie wollten uns noch ihre Macht demonstrieren.

Neben dem Altar bewegten sich die Weihnachtsbäume. Sie schwankten, als hätten sie irgendwelche Stöße bekommen. Ihre Zweige wippten immer wieder gegeneinander, so daß wir die hellen Geräusche hörten, aber auch das Splittern, als das dünne Glas einiger Kerzen zerbrach.

Dann hatten die beiden Bäume einen so großen Schwung bekommen, daß sie niemand mehr halten konnte. Zugleich kriegten sie Übergewicht und fielen nach vorn.

Beide krachten zu Boden und versperrten den direkten Weg zum Altar.

Es waren auch die letzten Kerzen zerbrochen, weil der Aufprall ziemlich hart gewesen war.

Grace und ich hatten alles mitbekommen, und die Pfarrerstochter hielt meinen Arm umklammert. »John, ich bin kein ängstlicher Mensch«, flüsterte sie mit bebender Stimme, »aber was hier passiert, macht mir schon angst. Hier geht alles kaputt. Ich verliere einfach das Vertrauen. Ich habe mich als Kind und auch später in der Kirche immer sehr wohl gefühlt. Das ist jetzt vorbei. Es gibt sie nicht mehr so, wie ich sie kannte. Sie ist zu einem bösen Alptraum geworden. Ich weiß nicht mehr, was ich tun soll. Das ist alles so verdammt schlimm…«

»Sie demonstrieren ihre Macht.«

»Können wir denn nichts tun?«

»Noch nicht.«

»Dann will ich hier weg!«

»Einverstanden.«

Das Kichern und Schreien hatte nicht aufgehört. Noch immer tanzten die Unsichtbaren um uns herum. Ihre Stimmen waren mal laut, dann sackten sie wieder ab. Sie gerieten in eine gewisse Wellenform hinein, schwächten sich mal ab, wurden lauter und sangen diesmal kein Lied.

Sie wollten einfach nur ihre Präsenz beweisen und ihre Machtfülle, denn zwei schwache Schatten huschten plötzlich in unserer Nähe über den Steinboden hinweg.

»Was ist das, John?«

Ich drückte Grace Felder ein wenig zurück. Sie drehte sich dabei nach links und blieb vor einer Bankreihe stehen, wo sie sich auch festhalten konnte. Dann legte sie den Kopf in den Nacken, um zur Decke zu schauen.

»Die Lampen, John…«

Auch ich blickte hoch und wußte plötzlich, was die Schatten auf dem Boden zu bedeuten hatten. Beide Lampen waren in heftige Pendelbewegungen geraten. Sie schwangen aufeinander zu, als

wollten sie sich gegenseitig zerstören. Noch hielten sie, aber die Schwingungen wurden weiter und mächtiger, die kreischenden Stimmen lauter, als wollten sie die Steine einreißen, auf denen die Kirche errichtet worden war.

»Wir müssen weg!« Ich packte Grace kurzerhand und zerrte sie aus der Bankreihe weg. Wir liefen zur Tür und hatten sie noch nicht erreicht, als über unseren Köpfen das hell klingende Klatschen ertönte, dazu ein Splittern, und wir wußten, daß sich die beiden Lampen getroffen hatten.

Die Reste regneten zu Boden, Scherben und Metall. Wir zogen beide die Köpfe ein, prallten gegen die Tür, wobei ich Grace noch mit meinem Körper schützte.

Es war vorbei. Die Reste der Lampe hatten sich auf dem Steinboden verteilt und uns zum Glück nicht erwischt.

Grace Felder atmete heftig. »Die Kirche ist ein Horror«, flüsterte sie.

»Die gehört jetzt den anderen. Ich will weg, John. Ich kann hier nicht mehr bleiben.«

Das verstand ich, und auch mich hielt in diesem veränderten Gotteshaus nichts mehr.

Ich zerrte die Tür auf, drückte meine Hand in Grace Felders Rücken und schob die Frau ins Freie, wo sie sich hektisch umschaute, weil sie damit rechnete, auch hier angegriffen zu werden.

Nein, es war still in der Nähe des Gemäuers. Kein fremder Laut erreichte unsere Ohren, nur Grace atmete heftig. Sie ging mit gesenktem Kopf nach vorn und hustete.

Ich besah mir das Bauwerk von außen. Hinter den schmalen Fenstern war nichts mehr zu sehen. Im Innern tanzten keine Schatten mehr. Die Stimmen waren verstummt, aber sie hatten uns bewiesen, daß sie selbst vor einem Gotteshaus nicht stoppten.

Ich durfte sie auf keinen Fall unterschätzen.

Grace wartete schon am Wagen. Vor ihren Lippen dampfte der Atem, und sie hatte ihre großen Augen auf mich gerichtet. Ihr Gesicht wirkte so klein, weil sie den Kragen ihres Mantels hochgestellt hatte, und als ich ihr die Tür öffnete, fiel sie gegen mich und legte ihre Hände auf meine Schultern.

»Was werden wir denn noch alles durchstehen müssen, John?«

»Ich weiß es nicht, Grace, aber es wird mehr sein, viel mehr. Darauf müssen wir uns einstellen. Je näher der neue Tag heranrückt, um so mächtiger werden sie, denke ich.«

Sie wollte mich noch nicht einsteigen lassen und fragte mit leiser, aber intensiv klingender Stimme: »Können wir denn gewinnen?«

»Eine gute Frage, Grace. Bisher ist noch alles gutgegangen, ich lebe, obwohl ich tagtäglich mit diesen oder ähnlichen Dingen zu tun habe. Deshalb bin ich auch optimistisch. Wir müssen uns nur an die Regeln

halten, besonders Sie, Grace.«
»Und was heißt das?«
»Nichts Unüberlegtes tun. Nicht durchdrehen. Cool blieben.«
»Das hört sich gut an, John, aber ich bin nicht Sie, wenn Sie verstehen.«
»Es wird schon klappen.«
Sie war davon nicht überzeugt, wie mir ihr Blick verriet, den sie mir zuwarf, bevor sie sich duckte und in den Rover stieg. Sie zog die Tür zu und wartete darauf, daß ich mich hinter das Lenkrad setzte. »Wohin fahren wir jetzt? Ins Zentrum?«
»Nein.«
»Warum nicht? Sie wollten doch…«
»Bitte, lassen Sie mich ausreden. Ich muß noch etwas in Erfahrung bringen. Wir beide kümmern uns nicht allein um den Fall. Wir haben noch einen Helfer.«
»Ach ja. Sie meinen Brett McCormick.«
»Ja.«
»Was ist denn mit ihm?«
Ich hob die Schultern. »Ich habe ihn gewissermaßen als Scout losgeschickt, damit er sich in Paxton umschaut und alle Veränderungen registriert. Wir haben uns in seinem Haus verabredet. Außerdem ist es immer wichtig, Informationen zu erhalten.«
»Ist McCormick eingeweiht?«
»Absolut. Auf seine Initiative bin ich nach Paxton gekommen.«
»Gut.« Sie nickte und hatte es akzeptiert.
Dann fuhren wir los. Grace brauchte mir den Weg nicht zu erklären, ich fand ihn auch so. Gesprochen wurde zwischen uns so gut wie nichts. Wir hingen unseren Gedanken nach, bis Grace plötzlich sagte: »Bald ist Weihnachten, und ich weiß, daß es ein schreckliches Fest werden wird, John. Niemand hier wird froh sein, viele werden weinen, denn ich glaube nicht daran, daß wir Menschen den Kampf gewinnen können. Dafür sind wir einfach nicht geschaffen. Das ist nahezu unmöglich.« Sie schüttelte den Kopf und preßte die Lippen zusammen. Da ich keine Antwort gab, sprach sie weiter. »Oder haben Sie schon ein derartiges Weihnachtsfest erlebt? Sie wären doch auch lieber zu Hause.«
»Stimmt. Aber Sie sollten anders denken, Grace.«
»Wie denn?«
»Wenn wir es schaffen, das Unheil zu stoppen, ist das doch wunderbar. Oder etwa nicht?«
Sie lächelte. »Meinen Sie damit eine besondere Bescherung zum Fest?«
»So könnte man es auch nennen.«
Sie nickte sich selbst zu. »Ihren Optimismus möchte ich haben, John,

ehrlich.«
»Den braucht man in meinem Job wirklich.«
Danach schwiegen wir und schauten durch die Frontscheibe auf das helle und kalt wirkende Licht der beiden Scheinwerfer, das die Eisflächen glitzern ließ.
Es war still im Ort. Nicht nur abends oder des Nachts, sondern irgendwie anders. Selbst die Rauchwolken über den Öffnungen der Schornsteine schienen sich zu ducken und nicht aufsteigen zu wollen.
Paxton lag meiner Ansicht nach in einer unnatürlichen Apathie, und daran würde sich auch so schnell nichts ändern. Es konnte durchaus sein, daß die fremden Kräfte es geschafft hatten, die Menschen unter ihre Kontrolle zu bringen, so daß sich niemand auflehnte.
Auch Grace Felder war es nicht geheuer. »Ich komme mir vor, als würde ich durch einen völlig fremden Ort fahren«, gab sie zu. »Alles ist so anders geworden. Man kann die Angst spüren.«
»Das denke ich auch.« Mittlerweile hatten wir die Straße erreicht, wo auch das Haus des ehemaligen Kostablers stand, das ich bereits auf der rechten Seite sehen konnte.
Ein gutes Gefühl überkam mich bei dem Anblick nicht, denn es war dunkel.
Ich stoppte. Kein Licht hinter den Fenstern. Trotzdem stieg ich aus. »Ist er nicht da?« fragte Grace.
Ich hob die Schultern. »Das werden wir gleich haben«, erwiderte ich.
»Bleiben Sie im Auto.«
»Ist gut.«
Ich schellte zweimal. Es rührte sich nichts. Freund McCormick war noch nicht zurückgekehrt. Dafür mußte es natürlich einen Grund geben, aber der brauchte nicht unbedingt positiv zu sein.
Schon ein wenig beunruhigt ging ich das kurze Stück wieder zurück. Im Licht der Wagenbeleuchtung schaute mich Grace Felder an. »Nun?«
»Er ist nicht da.«
»Und jetzt?«
»Statten wir dem Weihnachtsbaum einen Besuch ab.« Ich blickte auf die Uhr.
Nicht einmal mehr zwei Stunden bis Mitternacht.
Neben mir fing Grace Felder an zu summen. Es war die Melodie des Liedes, das auch die Geister sangen…

***

Brett McCormick wußte zwar, daß er sich mit John Sinclair verabredet hatte, aber er konnte nicht einfach zurück zu seinem Haus gehen. Er mußte in der Mitte von Paxton bleiben, denn er glaubte einfach daran, daß hier die Dinge ihren Anfang nehmen würden, nicht an irgendwelchen Außenbezirken. Der Weihnachtsbaum bildete das

sichtbare Zentrum, aber er war nicht mit den Bäumen zu vergleichen, die in so zahlreichen anderen Dörfern und Städten zur Weihnachtszeit standen und den Menschen durch ihre Lichter eine frohe Botschaft brachten.

Auch hier leuchteten die elektrischen Kerzen, aber ihr Licht war kalt. Es war eisig und zugleich seelenlos, wie der heimliche Beobachter fand.

Brett hatte sich eine Stelle ausgesucht, die er als Deckung nehmen konnte. Er stand hinter einem Baum, um den herum eine Bank errichtet worden war. Das Metall der Sitzfläche war vereist, und die dunklen Äste ragten wie starre Arme darüber hinweg, ohne irgendeinen Schutz zu bieten.

Es würde was passieren, das wußte er. Und er rechnete auch damit, den jungen David hier zu sehen, denn der Baum kam ihm vor wie ein Sammelpunkt.

Es war still, sehr still. Möglicherweise empfand er sie auch deshalb so intensiv, weil in der Umgebung weniger Lichter leuchteten, als es sonst der Fall war. Die Menschen hatten sich in ihre Häuser zurückgezogen wie Tiere, die sich verkrochen. Er wunderte sich, daß die Eltern der Kinder keinen Aufstand übten und sich einfach so hatten in die Matte des Schicksals hineinfallen lassen.

Noch geschah nichts.

Zwei Stunden bis zur Tageswende.

Paxton schlief.

Aber der Schlaf war trügerisch. Geister irrten durch den Ort. Nicht grundlos hatten sie immer wieder das bekannte Weihnachtslied intoniert.

Es fuhr auch kein Auto. Niemand war mehr unterwegs. Nur die Kälte hatte freie Bahn, und sie nahm zu. Sie eiste alles ein, schuf blumige Gebilde an den Fensterscheiben.

Auch in seinen Körper zog die Kälte. Da hielten selbst die Socken und Schuhe nicht stand.

Sinclair hatte sich nicht blicken lassen. Er mußte bei den Felders etwas interessantes entdeckt haben, sonst wären sie schon längst wieder zusammengekommen.

Der Baum war wichtig. Nicht die in seiner Nähe liegenden Kneipen, wo auch kein Licht mehr brannte. Die hellgelben Lampen des Baumes strahlten in die Kälte hinein und waren nicht zu übersehen.

Nichts zu hören. Niemand kam. Wo steckte David? Brett sorgte sich. Er hoffte, daß sein Plan korrekt war und er sich nicht geirrt hatte. Wenn David und die anderen das Dorf verlassen hatten und schon auf dem Weg zum Teich waren, wäre das schlimm gewesen.

Der Gedanke wollte einfach nicht weichen. Er fraß sich bei ihm regelrecht fest. Immer wieder mußte er sich damit beschäftigen, und

je mehr Zeit verstrich, um so stärker wuchs bei McCormick die Erkenntnis, daß er am falschen Ort stand.

Die Kinder waren bereits weg. Sie hatten den Ort verlassen und gingen allein zum Teich, wo sie von den verlorenen Seelen erwartet wurden.

»Verdammt!« flüsterte McCormick. »Das muß so sein.« Er holte scharf Luft, dann wurde er wütend über sich selbst, weil er Sinclair nicht erreichen konnte.

Warten oder gehen?

Noch einmal schaute Brett zu der großen Tanne hin, als könnte sie ihm die Antwort geben.

Dann hatte er sich entschieden.

Er ging. Und er spürte etwas in sich, das er lange nicht mehr empfunden hatte.

Angst!

***

Die Angst war zwar nicht zu meinem Begleiter geworden, aber das bohrende Gefühl, beinahe schon ein Wissen, etwas nicht richtig gemacht zu haben, quälte mich schon.

Ich mußte so schnell wie möglich die Ortsmitte erreichen und fuhr deshalb auch schneller.

»Drängt die Zeit?« fragte Grace, der das schnellere Tempo natürlich aufgefallen war.

»Ja.«

»Wir hätten sofort zum Baum fahren sollen, nicht wahr?«

Ich hob nur die Schultern und nickte. Eine deutliche Antwort.

Ein menschenleerer Ort. Kein Elternpaar hielt seine Kinder zurück. Aber das war nur so zu verstehen, daß es die Kinder geschafft hatten, sich aus den Wohnungen oder Häusern zu stehlen, ohne daß die Eltern es bisher bemerkt hatten.

Wie dem auch sei, die andere Seite hatte noch immer einen Vorsprung, den es aufzuholen galt. Außerdem fragte ich mich, wo mein Helfer Brett McCormick steckte. Meine Hoffnung, ihn unterwegs zu entdecken, hatte sich leider zerschlagen.

Grace Felder hatte mich in eine schmale Gasse hineindirigiert. Es war eine Abkürzung. Am Ende der Gasse sah ich bereits den hellen Schein in Bodenhöhe, als stünde dort jemand versteckt, der einen großen und lichtstarken Scheinwerfer eingeschaltet hatte, aber es war die Beleuchtung der mächtigen Tanne, die so abstrahlte.

Des öfteren schaute mich Grace an. Sie fragte nichts, was auch besser war.

Die Schnauze des Rovers schob sich durch die Einmündung der Gasse auf den Platz zu. Vier Räder holperten über das bucklige Pflaster, das

so düster schimmerte und das Licht des großen Nadelbaums aufzusaugen schien.
»Nichts«, kommentierte Grace, die sich losgeschnallt hatte und ihren Körper jetzt nach vorn drückte. »Es ist nichts zu sehen. Wir haben uns geirrt, John. Das ist nicht ihr Treffpunkt. Sie hätten schon längst hier sein müssen, wenn es so gewesen wäre.«
»Ich hoffe, daß Sie nicht recht behalten«, sagte ich und stoppte.
»Das klang nicht eben überzeugend.«
Ich hob nur die Schultern, schnallte mich los und stieg aus. Im Wagen hatte die Heizung für mollige Wärme gesorgt. Jetzt traf mich die Kälte fast wie ein Schock. Das Thermometer war um einige Grade gefallen, und bald würde die eisige Witterung durch die Wände der alten Häuser kriechen.
Grace Felder war ebenfalls ausgestiegen. Um mich zu erreichen, mußte sie um den Rover herumgehen. Sie blieb neben mir stehen und schaute, ebenso wie ich, auf den Baum.
»Und nun, John, was ist jetzt?«
»Ich weiß es noch nicht.«
»Aber aufgeben wollen Sie nicht?«
»Wo denken Sie hin, Grace. Bleiben Sie bitte hier stehen. Ich werde einmal um den Baum herumgehen.«
Sie fragte nicht, was ich damit erreichen wollte, und so hatte ich freie Bahn.
Es war ein einsamer Gang, und er wurde mit jedem zurückgelegten Schritt noch deprimierender. Ich kriegte keine Informationen, es passierte nichts. Der Baum stand in meiner Nähe und bewegte sich kaum. Es war windstill.
Genau an der Stelle, an der ich zum erstenmal die geheimnisvollen Stimmen gehört hatte, blieb ich auch jetzt stehen. Mein Blick streifte mehrmals über den Baum, während ich die rechte Hand in die Tasche versenkte und das Kreuz umfaßte.
Waren sie noch hier? Waren sie schon weg? Hatten sie uns von der Kirche her verfolgt? Wenn das alles zutraf, weshalb meldeten sie sich dann nicht, um ihren Triumph auszukosten?
Ja, es gab sie noch, denn plötzlich hörte ich vor mir das Wispern. Es schien direkt aus dem dichten, mit Lichtern geschmückten Grün hervorzudringen, als hielten sich die Geister der getöteten Kinder dort versteckt. Sie lachten mich an und auch aus. Wahrscheinlich fiel ihnen meine Hilflosigkeit auf, und mit ihren wispernden und zugleich schrillen Stimmen erlebte ich noch etwas anderes.
Die große Tanne blieb nicht mehr still. Alle Zeige bewegten sich plötzlich.
Sie wippten auf und ab, als würden sie einer Melodie folgen. Sie tanzten, aber sie brachen nicht. Sie waren dehnbar. Die Lichter

gehorchten dem Rhythmus der Zweige: auf und ab, auf und… Der große Weihnachtsbaum schien lebendig geworden zu sein und ein Eigenleben zu führen. Auf und nieder, immer stärker, und immer heftiger.

Der gesamte Baum war in Bewegung geraten, als wollte die andere Seite dieses äußere Zeichen des christlichen Weihnachtsfestes sprengen.

Es war nichts mehr normal. Die andere Seite demonstrierte ihre Stärke, und ich schaute zu. Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Vor meinen Augen tanzten die Lichter, die bei jeder Bewegung helle Schweife nach sich zogen.

Dann hörte ich die heftigen Schritte von der rechten Seite. Ich drehte den Kopf und sah Grace Felder ankommen. Sie war entsetzt, keuchte und begriff nichts.

»Was ist los, John?«

»Sie sind da!«

»Ja, das sehe ich. Sie haben sich den Baum geholt. Wie die beiden in der Kirche. Sie wollen uns zeigen, daß sie gewinnen und wir nur verlieren können, nicht wahr?«

»Das kann schon so sein.«

Böse Stimmen zerstörten die Stille. Ein hartes, kreischendes Lachen, aber dennoch nur für uns hörbar und kaum ein Echo ausstrahlend. Das Lachen hinterließ zumindest bei Grace Felder eine Gänsehaut, bei mir eher gemischte Gefühle.

Es war niemand zu sehen, wir aber wurden aus dem Unsichtbaren heraus unter Kontrolle gehalten.

Dann verstummte es.

Die Zweige wippten noch. Auch die auf ihnen befestigten Lichter tanzten.

Ich glaubte nicht so recht daran, daß es vorbei war, und auch Grace war skeptisch. Sie schüttelte den Kopf und sagte: »Da passiert noch was, John, ich fühle und ahne es.«

Sie hatte den Satz kaum beendet, als wir den Gesang hörten. Ich kannte die Melodie, aber nie zuvor war sie so bösartig und zugleich triumphierend gesungen worden wie in diesen sich lang hinziehenden Augenblicken.

»Christmas Day is coming…«

Laut und irgendwie krächzend. Ebenfalls in einem etwas anderen Rhythmus, denn während des sich wiederholenden Gesangs tanzten die Zweige der großen Tanne mit, und sie hielten genau den Takt ein.

Grace Felder klammerte sich an meinem Arm fest und atmete heftig, bevor sie das aussprach, was sie dachte. »John, das ist das Ende. Das ist ihr Sieg. Die Stimmen - der Klang - es hört sich alles so an, als hätten sie gewonnen.«

»Vielleicht haben sie das auch.«
»Was?«
»Nicht so wie Sie denken, Grace. Ich glaube eher, daß sie einen weiteren Teilerfolg errungen haben. Sie sind in die Kirche eingedrungen, sie haben sich dort ausgebreitet und den Baum gekippt, und jetzt versuchen sie es hier auch.«
»Wieso?«
»Geh zurück!« Ich hatte mich in den letzten Sekunden intensiv auf die Riesentanne konzentriert. Deshalb war mir nicht entgegangen, daß die Zweige heftig tanzten. Es war nicht zu sehen, ob der Baum in der Erde oder in einem Ständer stand. Jedenfalls beugte sich der gesamte Baum nach vorn, dann wieder zurück, und seine Schwingungen wurden immer stärker. Jeden Augenblick drohte er abzubrechen.
Für Grace war es irgendwie faszinierend, denn sie selbst traf keinerlei Anstalten, sich zurückzuziehen. Das mußte ich schon übernehmen, und ich zerrte sie nach hinten, weg von der Riesentanne, die noch einmal einen mächtigen Stoß erhielt, so hart, daß ein knackendes Geräusch zu hören war. Der Stamm brach.
Das Splittern war die letzte Warnung an uns. Zum Glück konnte er wegen seiner Größe nicht so schnell fallen. Er neigte sich genau auf uns zu, und diesmal schleuderte ihn keine Gegenkraft mehr zurück.
Wir rannten, während ich Grace festhielt und sie hinter mir herschleifte.
Sie stolperte, wäre auch gefallen, aber ich hielt sie fest, und dann hörten wir hinter uns den Aufprall, der von einem gewaltigen Krachen und Splittern begleitet war, das ich von einem Nadelbaum nicht kannte.
Ein kalter Windstoß fuhr über unsere Köpfe hinweg. Etwas peitschte zumindest in meinen Rücken, aber auch Grace Felder bekam einen Treffer ab, der sie ebenso nach vorn schleuderte wie mich. Beide rutschten wir aus, stolperten noch weiter, dann lagen wir am Boden, wo wir von mehreren Schlägen getroffen wurden.
Es waren die höchsten Zweige des Weihnachtsbaums gewesen, die uns erwischt hatten. Sie hatten längst nicht mehr diese Kraft, doch die stechenden Nadeln hinterließen (zum Glück nicht ewig) bleibende Eindrücke.
Auf dem Bauch blieben wir liegen. Unter uns spürten wir die kalte Erde.
Der Atem floß warm und feucht aus unseren Mündern, und ich hörte Grace Felder links neben mir keuchen.
»John, ich lebe noch.«
»Schön, ich auch.«
»Kannst du denn aufstehen?«
»Ja.« Ich zog die Beine an, drehte mich auf die Seite und bemerkte,

daß auch Grace sich in die Höhe stemmte. Bevor wir noch richtig standen, hörten wir wieder die Stimmen.

Jetzt sangen sie nicht mehr, sondern sprachen nur noch. »Christmas is over - Christmas is over«, erklang er im Chor.

Keine Stimme tanzte aus der Reihe. Es hörte sich an wie eingeübt.

Grace verlor die Nerven. Sie schrie gegen den am Boden liegenden Baum, bei dem die meisten Lichter nicht mehr brannten, denn die Birnen waren beim Aufprall zersplittert. »Ja, verdammt, es ist vorbei. Es ist vorbei, vorbei, vorbei…«

»Grace, bitte…«

Sie drehte sich um, schluchzte auf und warf sich in meine Arme. Ich konnte sie verstehen. Durch den Fall des Weihnachtsbaums, der ja letztendlich zu einem christlichen Symbol geworden war, hatte sich auch ihre Hoffnung aufgelöst. Ich allerdings ging davon aus, daß es noch nicht vorbei war, hoffentlich nicht.

»Kommen Sie, wir haben hier nichts mehr zu suchen.«

»Wo willst du denn jetzt hin?« fuhr sie mich an.

»Wir bleiben in Paxton. Wir können vielleicht noch verhindern, daß es Tote gibt und sich der alte Fluch erfüllt. - Bisher sind ja nur Sachen zerstört worden.«

»Wie denn? Mein Vater ist weg. Du hast ihn ja laufen lassen, Sinclair. Du bist es gewesen. Nur du trägst die Schuld. Hast du mich verstanden? Nur du!«

»Das weiß ich. Aber ich würde es nicht als Schuld ansehen. Wenn du willst, kannst du auch hier in Paxton bleiben.«

Sie riß sich los, lief rückwärts und blieb dann stehen, um mich anzuschauen. »Ich soll hierin Paxton bleiben? Nein, John Sinclair, das werde ich nicht. Ich bleibe nicht hier. Ich werde keine Minute länger als nötig in diesem verdammten Kaff bleiben. Da kannst du machen, was du willst. Ich nicht! Ich hasse Paxton.«

»Das kann ich verstehen.«

»Und du solltest es auch hassen. Schau dich doch um! Wo sind denn die Bewohner?« Da ich mich nicht umdrehte, tat sie es. »Ich sehe keinen Menschen, kein Kind und keinen Erwachsenen. Sie alle verkriechen sich in ihren Häusern. Sie haben Schiß, denn sie wissen genau, was hier abläuft, aber was haben sie unternommen? Gar nichts. Feiges Pack.«

»Komm mit!« sagte ich nur.

Grace lief neben mir her. Sie sprach nicht mehr so laut, aber ich störte sie auch nicht dabei. Sie mußte sich einfach Luft verschaffen, auch deshalb, weil sie immer wieder an ihren Vater dachte, dies auch aussprach und sich selbst Vorwürfe machte, daß sie nicht stärker auf ihren alten Herrn geachtet hatte.

Manchmal muß man auch gewisse Dinge optimistisch sehen. So

erging es mir in dieser Nacht, denn ich war froh, daß der Baum zu unserer Seite hin gekippt war und nicht nach gegenüber. Dann nämlich hätte er den Rover unter sich begraben.

So aber stand der Wagen da, wie wir ihn verlasen hatten. Nach dem Einsteigen schaute ich auf die Uhr am Armaturenbrett.

Noch genau dreiundzwanzig Minuten bis Mitternacht.

Eine verdammt kurze Zeit…

***

Brett McCormick kannte den Weg zum Teich im Schlaf. Er war ihn oft genug gegangen, und er wußte, wie er am schnellsten ans Ziel gelangte.

Wenn er die offiziellen Wege nahm, verlor er nur Zeit, also konzentrierte er sich auf Abkürzungen und schritt quer durch das Gelände, das nicht sehr hoch und auch nicht dicht bewachsen war, so daß er immer freie Sicht hatte. Viel brachte ihm das aber nicht, denn die Nacht war einfach zu finster, und die Gestirne hielten sich mit ihrem Licht zurück.

Brett hatte es natürlich eilig, aber er merkte auch, daß er nicht mehr zu den Jüngsten zählte und seinem Alter Tribut zollen mußte. Jede Anhöhe bereitete ihm Schwierigkeiten. Da kam er aus dem Tritt und fing an zu keuchen.

Dennoch behielt er seinen Schritt bei. Er dachte nicht daran, aufzugeben, und es war auch die Angst um die Kinder, die ihn vorantrieb. Der Kreis sollte sich auf keinen Fall schließen. Es reichte, daß die Kinder vor etwas mehr als zweihundert Jahren geopfert worden waren. Diese verlorenen Seelen sollten endlich ihre Ruhe finden, aber nicht durch Rache.

Ob es ein Fehler gewesen war, den Wagen nicht zu holen, darüber wollte McCormick nicht spekulieren.

Die Nacht war kalt, und sie wurde von Stunde zu Stunde noch kälter.

Manchmal hatte er den Eindruck, als sollte ihm die Nase von innen zufrieren. Auch die Lippen waren kalt, und er rieb hin und wieder darüber hinweg. Die Ohren hatte er mit einem dicken Schal geschützt, so daß er aussah wie ein Vermummter auf Beutetour.

Der Teich lag rechts von ihm. Links wuchs der Wald hoch, der auf einer kleinen Anhöhe stand. Da war er schon mit Sinclair gewesen, doch wo der sich herumtrieb, das mochte der Teufel wissen.

Ihm kam der Wald durch den harten Frost noch starrer vor. Da bewegte sich nichts. Alles lag in einer nahezu gespenstischen Stille, und selbst die Vögel bewegten sich bei dieser Kälte nicht und hielten sich irgendwo versteckt. Manche erfroren auch und kippten dabei einfach von den Bäumen. Der Schnee war hart geworden. Zumindest auf der Oberfläche bildete er eine eisige, kristalline Schicht. Die hellen

Stellen leuchteten wie aus Leichentüchern herausgeschnittene Stoffinseln.

Um ihn herum war es still. Er hörte nur seinen Atem, den er in die Nase blies, um sie zu wärmen. Auf dem harten Boden kratzten seine Sohlen, und selbst dann, wenn er über sonst weiche Moosinseln schritt, hatte er den Eindruck, auf Stein zu gehen. Buschwerk nahm ihm nun die Sicht, sonst hätte er den Teich schon längst erkennen können.

Brett McCormick ging schneller. Er kannte eine Stelle, wo das Buschwerk eine Lücke aufwies. Dort wollte er sich hinstellen und nach unten schauen. Er rechnete damit, daß die Kinder den Teich bereits erreicht hatten. Sicherlich war er inzwischen ganz zugefroren, und da mußte erst das Eis aufgehackt werden.

Dicht vor der Lücke blieb Brett stehen. Ihm war etwas aufgefallen. Er schnupperte und hatte abermals den Eindruck, kleine Eiskörner in seiner Nase zu spüren.

Da war etwas, das ihm nicht gefiel. Ein anderer Geruch. Wenn sich Brett täuschte, roch es nach Seife oder Rasierwasser, als hätte an dieser Stelle noch vor kurzem ein Mensch gestanden.

Ich selbst rieche nicht so, dachte der ehemalige Konstabler, aber die Lücke lockte ihn, so daß er die Umgebung zunächst nicht absuchte. Er ging auf sie zu, um den ersten Blick nach unten werfen zu können, wo der Teich wie ein dunkles Auge liegen würde.

Mitternacht war noch nicht da. Aber die Kinder würden in der Nähe sein.

Sie hatten sicherlich einen anderen Weg genommen.

Brett McCormick duckte sich etwas, um nach vorn schauen zu können.

Das Gewässer war nicht zu weit entfernt, aber in der Dunkelheit war es schlecht, Einzelheiten zu erkennen.

Sie waren da.

Er sah sie.

Etwas bewegte sich.

Der Mann hielt den Atem an - und stieß ihn auch so schnell nicht wieder aus, denn die nächste Überraschung erwischte ihn, als er in seinem Rücken einen harten Druck spürte.

»Rühr dich nicht!« befahl eine flüsternde Männerstimme. »Ich halte hier ein Gewehr in den Händen, und was gegen deinen Rücken drückt, Brett, ist eine Mündung. Außerdem bist du nicht mehr im Dienst. Du kannst mir also nichts…«

»Aber…«

»Verstanden?« Der Druck verstärkte sich, als sollte die Gewehrmündung den Mann nach vorn stoßen.

»Ja, verstanden.«

»Sehr gut, Brett, sehr gut…«

McCormick überlegte fieberhaft. Wenn Gedanken wirbeln konnten, dann war es bei ihm der Fall. Sie tosten durch seinen Kopf, um eine Lösung zu finden, aber vor allem dachte der Mann über die Stimme nach, die ihm nicht unbekannt war. Daß er selbst in Lebensgefahr schwebte, stufte er als zweitrangig ein.

Brett kannte die Stimme. Sie war ihm zwar nicht vom täglichen Hören vertraut, aber hinter ihm stand ein Mann aus Paxton, das war hundertprozentig sicher. Und mit der Frau hatte er vor kurzem noch gesprochen, mit Helen Goldman.

Da war es ihm eingefallen, und er versuchte, die Überraschung zu verbergen. Er blieb in seiner starren Haltung stehen und sagte mit leiser Stimme: »Du also, Jerry Goldman.«

»Gut geraten.«

»Ich habe es gewußt.«

»Wie schön für dich.«

»Was willst du hier, Jerry?«

»Das fragst du noch? Kannst du dir das nicht denken? Ich will meinen Sohn retten. Ich habe mich endlich überwunden. Alle anderen sind zu feige. Ich habe alles gesehen. Ich habe alles unter Kontrolle gehabt. Die Kinder sind gegangen. Der verdammte Reverend hat sie eingesammelt und ist mit ihnen zum Teich hin. Verstehst du? Er ist der Teufel. Unser Reverend Felder!«

Brett McCormick hatte jedes Wort verstanden. Und er spürte, daß in seinem Innern etwas nicht mehr stimmte. Er war aufgewühlt. Er war wie vor den Kopf geschlagen. Er dachte nicht nur an Felder, sondern auch an Sinclair, der dem Pastor einen Besuch hatte abstatten wollen. Von Sinclair hatte er nichts gehört. Wahrscheinlich war er in die Fänge des Mannes geraten, dem er sicherlich kein Mißtrauen entgegengebracht hatte.

»Warum sagst du nichts, Brett?«

»Das kann ich nicht.«

»Glaubst du mir nicht?«

»Doch. Aber ich bin überrascht. Ich bin völlig von der Rolle, Jerry. Ich habe damit nicht gerechnet, verstehst du? Das ist mir schon zu hoch, und es ist auch unwahrscheinlich.«

»Nicht hier in Paxton. Aber ich werde es ändern. Ich werde diesem scheinheiligen Hundesohn eine Kugel in den Kopf jagen. Er wird keine Chance mehr bekommen. Den Kindern hat er auch keine gegeben, und ich…«

»Wo sind sie?«

»Auf dem Weg.«

»Also noch nicht unten?«

»Sie müßten jetzt kommen.«

»Dann laß uns gehen, Jerry. Ich stehe auf deiner Seite. Was meinst du, weshalb ich hierhergekommen bin? Um zu schauen, wie sich etwas schreckliches wiederholt? Nein, das glaube ich nicht. Ich bin gekommen, um die Kinder zu retten. Wir stehen auf derselben Seite, Jerry, und wir sollten nicht gegeneinander kämpfen.«

Goldman atmete schwer. Brett spürte den warmen Atem des anderen in seinem Nacken, und er nahm auch den leichten Biergeruch wahr.

Goldman war in der Kneipe gewesen, auch das hatte er erfahren, aber das alles war zweitrangig geworden. Jetzt ging es um die Kinder, und er hörte sie plötzlich. In der Stille waren die leisen Stimmen deutlich zu vernehmen. Auch Goldman hatte sie wahrgenommen, denn seine Haltung veränderte sich. Das spürte auch McCormick, denn für einen Moment drückte die Mündung noch fest in seinen Rücken. »Sie sind da, Brett. Sie kommen…«

»Dann laß uns gehen.«

»Nein!«

»Wieso? Ich werde…«

»Du nicht, alter Mann, das ist meine Sache!«

Der Druck der Mündung verschwand aus McCormicks Rücken. Und die Bewegung des anderen hinter sich ahnte er, sehen konnte er Goldman nicht. Nur war der ehemalige Polizist erfahren genug, um sich vorzustellen, was da passierte.

Er duckte sich.

Zu spät. Außerdem war er nicht schnell genug, nicht mehr, und so kriegte er den Kolbenhieb voll mit, Sein Nacken schien zuerst explodieren zu wollen, dann breitete sich die Explosion aus, raste durch seinen Schädel und löschte dort alle Lichter.

McCormick fiel nach vorn und gleichzeitig zur Seite. Sein Körper brach hinein in das Gebüsch. Unter seinem Gewicht zerknackten mehrere Zweige.

»Tut mir leid, Brett«, sagte Goldman, als er auf den starren Körper schaute, »aber du bist für mich nur ein Hindernis gewesen. Ich muß hier allein durch, verstehst du?«

McCormick konnte keine Antwort geben. Und Goldman stieg über ihn hinweg. Er konnte jetzt in die flache Mulde hineinschauen und sah dort den Teich.

Aber auch die Menschen.

Der Reverend ging an der Spitze. Die Kinder aus dem Ort folgten ihm.

Sie alle waren zu dünn gekleidet, aber sie gingen hinter dem Mann her wie die Ratten hinter dem Fänger.

Ihr Ziel war der Teich, wo sich ihr Schicksal ebenfalls erfüllen sollte.

Jerry Goldman schaute auf die Uhr.

Noch eine Viertelstunde bis Mitternacht!

***

Grace Felder brauchte mir den Weg nicht zu erklären. Sie kannte ihn ebensogut oder so schlecht wie ich. Da ich ihn allerdings schon einmal gefahren war und ich ein relativ gutes Ortsgedächtnis hatte, verfuhr ich mich nicht, sondern fand mich sofort zurecht. Ich brauchte nicht mal anzuhalten und auszusteigen. Wichtig war der Wald, der als schmaler Streifen über der Mulde wuchs, in dem wir auch den Teich finden würden.

Grace hatte nicht viel gesagt. Sie war sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, die mehr als negativ waren, denn immer wieder schüttelte sie den Kopf, sprach mal leise zu sich selbst, dann seufzte sie oder wischte über ihre Augen und schüttelte des öfteren den Kopf.

»Du mußt dich damit abfinden«, sagte ich nur.

»Ja, ich weiß. Aber kann ich das?«

»Es ist schwer, das stimmt.«

»Es ist nicht nur schwer, John, es ist auch ein verdammtes Problem, wenn ich ehrlich bin. Ich habe so etwas noch nie durchgemacht. Bisher ist mein Leben ziemlich normal verlaufen, und jetzt muß ich feststellen, daß mein eigener Vater auf der anderen Seite steht. Das kann ich nicht fassen, das will mir nicht in den Kopf. Er ist ein Diener des Herrn, aber er steht auf der anderen Seite.«

»Nicht freiwillig, Grace. Du hast ihn selbst gehört, und ich glaube nicht, daß er gelogen hat. Er ist in die Mühle hineingeraten, in der alle Felder steckten, und er ist der letzte. Es gibt keinen männlichen Nachfolger. Der Name wird aussterben. Da reicht es auch nicht, wenn du heiratest und einen Doppelnamen annimmst. So und nicht anders wird es gewesen sein.«

»Wenn schon, John. Versetz dich mal in meine Lage. Wie hättest du reagiert?«

»Kaum anders.«

»Dann hast du ja Verständnis.«

»Das allerdings.«

Wir fuhren weiter, und Grace hing wieder ihren Gedanken nach, bis sie sagte: »Hast du schon über eine Lösung nachgedacht, John?«

»Ja, das habe ich.«

»Und?«

»Ich kann dir nichts sagen, Grace. Ich weiß noch keine. Ich bin mir nicht sicher, was ich tun werde.«

»Du brauchst auf mich keine Rücksicht zu nehmen. Was geschehen muß, das muß geschehen.«

Ich gab ihr keine Antwort. Jeder von uns wußte, was das bedeutete. Es konnte also hart auf hart kommen, und es konnte damit enden, daß Tote zurückblieben.

Neben mir schauderte Grace Felder zusammen. Wahrscheinlich hatte

sie denselben Gedankengang verfolgt wie ich, aber sie wollte nicht darüber sprechen, und außerdem war es bis zu unserem Ziel nicht mehr weit. Wir rollten bereits die Anhöhe hoch und auf den Waldrand zu, den ich kannte.

Der kleine Teich war noch nicht zu sehen, denn Buschwerk stahl uns den größten Teil der Sicht, aber die Zeit drängte. Viel blieb uns nicht mehr, und Grace Felder schaute immer wieder auf das Armaturenbrett, um die Zeit zu vergleichen.

Sie schwieg. Die Spannung hatte sie stumm werden lassen und natürlich auch die Angst um ihren Vater. An seinem Schicksal hatte sie schwer zu knacken. Für Grace war die Welt zusammengebrochen, denn daß ihre Familie in diesen Kreislauf hineingeraten war, hätte sie nie für möglich gehalten.

Ich stoppte an der Stelle, wo ich schon einmal gehalten hatte. Diesmal stieg nicht Brett McCormick aus, sondern Grace Felder, und ich fragte mich, wie es dem pensionierten Konstabler wohl ergangen war, denn gehört hatte ich nichts von ihm.

Wir drückten die Türen zu. Der Wind wehte hier oben etwas stärker. Er biß in unsere Gesichter.

Ich schaute nach unten. Grace war schon den flachen Hang hinabgegangen, dessen Gras durch den Frost glatt geworden war. Es war einfach zu dunkel. Auch wenn ich über die Buschgruppe hinwegschaute, so konnte ich den Teich leider nicht sehen, weil sich dort ebenfalls die Finsternis ballte.

Auch ich rutschte den Hang hinab. Dabei schaute ich auf die Uhr. Noch zwölf Minuten bis zur Tages wende. Ob der Fluch sich genau um Mitternacht erfüllte, war fraglich. Wahrscheinlich nahm sich Felder eine Stunde Zeit, so lange war unsere Welt für andere Angriffe offen. Das jedenfalls behauptete die Sage.

Grace Felder hatte nicht laut gerufen. In der Stille hörte ich ihren leisen Schrei aber deutlich genug. Sie stand noch vor mir, hielt die Arme verkrampft, dann bückte sie sich plötzlich.

Sie mußte etwas auf dem Boden gefunden haben, was sie in ein derartiges Erstaunen versetzt hatte.

Ich beeilte mich, rutschte die letzten Meter, und der Teich war plötzlich zweitrangig geworden, da ich Grace Felder schluchzen hörte. Erst als ich neben ihr stand, schaute sie hoch.

Zu erklären brauchte sie mir nichts. Ich erkannte den Mann, der zu ihren Füßen lag. Es war Brett McCormick, und es sah ganz so aus, als hätte ihn jemand niedergeschlagen und hier liegengelassen.

»Sie sind schon da, John!« keuchte Grace. »Sie sind da. Mein Gott!«

Ich drückte sie zur Seite. Die kleine Lampe einzuschalten, traute ich mich nicht. Das Licht hätte man aus einer zu großen Entfernung gesehen. So untersuchte ich den Bewußtlosen im Dunkeln.

Der Schlag hatte ihn in den Nacken getroffen, dort fühlte ich eine starke Schwellung.

»Wer kann das getan haben?« flüsterte Grace. »Mein Vater?«

Ich schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht. Nein, der beschäftigt sich mit anderen Dingen.«

»Dann gibt es noch einen zweiten, einen Helfer?«

Ich nickte. »Davonkönnen wir jetztausgehen.« Ich steckte in einer Zwickmühle, aber wir konnten uns um McCormick nicht kümmern und ihn auch nicht in den Wagen schaffen. Das hätte uns einfach zu viel Zeit gekostet. Auch Grace war einverstanden, als ich davon sprach, ihn liegenzulassen und zum Teich zu gehen.

Das leise Stöhnen hielt uns noch davon ab. McCormick hatte sich wieder gerührt. Der Treffer mußte wohl nicht zu hart gewesen sein, und er wälzte sich auf den Rücken. Dabei schlug er die Augen auf. Er schaute uns an. Ich fragte mich, ob er uns erkannte und sprach ihn sicherheitshalber an.

»Brett…«

Er zwinkerte. »John? Du? Sind die Kinder schon im Teich, oder sind sie gerettet?«

»Weder noch. Aber wer hat dich niedergeschlagen?«

»Goldman.«

»Bitte?«

»Ja, Jerry Goldman. Er war plötzlich da. Er hat ein Gewehr. Er will die Kinder retten und den Reverend erschießen. Er will ihn zur Hölle schicken, und ich war ihm dabei im Weg, John. Deshalb hat er mich niedergeschlagen, nur darum.«

»Okay, Brett, Sie bleiben hier liegen. Es ist besser, wenn ich allein gehe und…«

»Nein, ich gehe mit!« erklärte Grace.

Das hatte ich mir gedacht. Ich konnte sie nicht zurückhalten. Es war ihr Vater. Sie wollte auch den letzten Rest des Weges mit mir zusammen gehen, und so nickte ich.

Brett versuchte, auf die Beine zu kommen. Es klappte nicht so recht. Der Kreislauf war noch nicht okay, und Brett fluchte über sein Alter und über seine Kondition.

»Gehen Sie zum Wagen, wenn Sie können, Brett. Ich habe ihn nicht abgeschlossen.«

»Soll ich nur Zuschauer sein?«

»In diesem Fall schon. Das ist jetzt meine Sache. Haben wir uns verstanden?«

»Ich versuche es.«

Grace stieß mich an. Sie war nervös. Auch ihre Stimme klang hektisch.

»Wir müssen gehen, John. In wenigen Minuten ist Mitternacht, dann

kann es passieren.«

Sie hatte recht, aber ich hielt sie zurück, auch wenn wir es eilig hatten.

An dieser erhöhten Stelle standen wir gut, denn sie gestattete uns einen ausgezeichneten Blick in die Tiefe, auch wenn dabei die Dunkelheit störte.

Wir sahen den Teich oder wußten zumindest, wo er war, denn der dunkle, kreisrunde Fleck hob sich ab.

Es war nicht alles, was wir zu sehen bekamen. Aus einer bestimmten Richtung und vom Dorf her kamen die Kinder. Sie gingen in einer Prozession, angeführt von Reverend Felder, der dabeisein wollte, wenn sich der alte Fluch erfüllte.

Wieder blickte ich auf die Uhr.

Zwei Minuten vor Mitternacht.

Dann hörte ich Grace sprechen. »Ich habe es bisher nicht glauben wollen, jetzt aber weiß ich Bescheid. Es ist mein Vater, mein eigener Vater, der die Kinder töten will.«

»Kommen Sie«, sagte ich nur…

***

Jerry Goldman keuchte, obwohl er nicht so schnell gelaufen war. Es lag vielmehr an seiner inneren Spannung, die für diese Atembeschwerden gesorgt hatte. Auch jetzt war Goldman froh, allein zu sein, denn er hatte sich vorgenommen, Felder zu erschießen, und dabei wollte er keinen Zeugen haben.

Er lief geduckt, denn die Mulde war vom Bewuchs relativ befreit. Das Gras reckte sich nicht mehr so hoch wie im Sommer, und die wenigen Büsche konnten auch nur als Krüppel bezeichnet werden, hinter denen er sich kaum verstecken konnte.

An manchen Stellen war es glatt. So mußte er darauf achten, nicht auszurutschen. Auf der einen Seite gab ihm die Dunkelheit Schutz, auf der anderen aber störte sie ihn auch, weil es einfach zu finster war, denn die Gestirne hielten sich ebenso zurück wie der Mond.

Aber er hatte sie gesehen.

Sie kamen von der anderen Seite auf den Teich zu. Sie hatten das Dorf verlassen, und der teuflische Reverend ging an der Spitze. Goldman glaubte sogar, seinen Sohn David als erstes Kind hinter ihm erkennen zu können. Die anderen folgten. Nicht nur Jungen, auch Mädchen.

Geschlechter spielten bei dieser Tat keine Rolle.

Er spürte den Magen wie einen Klumpen. Sein Atem ging kurz. Seine Hände waren kalt. Es lag auch an den Handschuhen, die einfach zu dünn waren, aber die dicken hatte er nicht übergestreift, sie hätten ihn beim Schießen zu sehr behindert.

Das Ufer des Teichs wurde nicht von einem hohen Schilfgürtel umwachsen. Die Sicht auf das Wasser war also ziemlich frei. Noch hatten der Reverend und die Kinder das Ufer nicht erreicht, und es sah auch nicht so aus, als wäre Goldman entdeckt worden. Er duckte sich noch tiefer, ging aber weiter.

Felder schaute sich hin und wieder um. Er wollte sehen, ob ihm seine »Schäfchen« auch folgten, da aber konnte er zufrieden sein, denn sie blieben in seiner Nähe. Der Reverend trug einen dunklen Mantel, der ähnlich geschnitten war wie ein Umhang. Bei jedem Schritt schwang das Kleidungsstück um die Waden herum, und in diesem dunklen Aufzug sah er aus wie ein Vampir, der seine Opfer in die Grabstätte führen wollte, um sie dort auszusaugen.

Goldman ging noch zwei lange Schritte vor, blieb dann stehen und kniete sich hin.

Er hob das Gewehr an. Kimme und Korn. Genau das Ziel anvisieren, so hatte er es gelernt. Er war einer der besten Schützen im Verein gewesen. Dies hier allerdings konnte nicht mit einer Lehrstunde auf der Schießbahn verglichen werden, denn hier ging es nicht darum, um jemand erster oder zweiter wurde, das hier war verfluchter Ernst, und dementsprechend nervös war er auch.

Goldman verfluchte sich selbst, weil er seinen eigenen Körper nicht unter Kontrolle bekam. Er zitterte weiter, und auch sein Zeigefinger würde beim Abdrücken nicht ruhig bleiben können. So hatte es zunächst keinen Sinn, über den Teich hinweg auf den Mann zu schießen.

Ich muß ruhiger werden, hämmerte er sich ein, wohl wissend, wie schwer es ihm fallen würde.

Hinzu kam die Kälte. Er hatte das Gefühl, als würde sie sich durch seine Kleidung in die Haut hineinfressen. Am kältesten waren seine Knie, die Bodenkontakt hatten.

Noch mußte er warten. Die Kinder waren zu nahe an Felder herangekommen, und die unnatürliche Schußstellung konnte er auch nicht lange durchhalten.

Er entspannte sich wieder. Das Gewehr ließ er sinken. Bis zum Wasser waren es nur wenige Schritte. Auf der Oberfläche lag eine dünne Eisdecke, die noch nicht völlig geschlossen war. Die Kinder würden in das eisige Wasser gehen können, ohne das Eis aufhacken zu müssen.

Felder hatte auf seine Schützlinge an einer bestimmten Stelle gewartet.

Die Kinder wußten genau, was sie zu tun hatten. Neun waren es, und diese neun bildeten um ihren Anführer herum einen Kreis.

Und David war dabei.

Als Goldman seinen Sohn erkannte, da biß er so hart auf die

Unterlippe, daß Blut hervorquoll. Plötzlich brannten seine Augen. Am liebsten wäre er aufgesprungen und hätte sich auf den verdammten Hundesohn gestürzt, aber er mußte noch warten. Er wollte ihn ja nicht vertreiben, sondern erschießen, und für diese Tat mußte ihm der andere erst noch einen Grund liefern.

Goldman zog den linken Ärmel seiner Jacke zurück und verglich die Zeit.

Mitternacht war schon vorbei. Zwei Minuten darüber. Der Heilige Abend war angebrochen.

Beinahe hätte er gelacht. Weihnachten war das Fest der Liebe, aber nicht das des Todes.

Jerry Goldman fand, daß er sich keinen sehr guten Platz ausgesucht hatte. Um einen Volltreffer landen zu können, mußte er näher an sein Ziel heran. Dazu brauchte er nur den Teich an der rechten Seite zu umrunden, aber dabei durfte er auf keinen Fall die Nerven verlieren. Er mußte sehr vorsichtig sein.

Er kam wieder hoch. Der Reverend dachte nicht daran, sich um andere Dinge zu kümmern, er war voll und ganz damit beschäftigt, die Kinder auf ihren nassen Tod vorzubereiten.

Als stünde er vor der Gemeinde, um mit ihr zu beten, hob er auch hier die Arme. Dabei drehte er sich, damit er jedem Kind ins Gesicht schauen konnte.

»Ihr habt den Ruf der anderen Welt gehört. Ihr habt erlebt, wie ihr vorbereitet wurdet. Jeder von euch spürte, daß ein anderer oder etwas anderes da war, das sich mit euch beschäftigte. Es war noch nicht zu sehen, nicht zu greifen, aber sehr wohl zu hören. Diese hohen, schrillen Stimmen, die Stimmen der Kinder, die am Heiligen Abend des Jahres 1786 zu diesem Teich gingen, um die Opfer eines Mächtigen zu werden, dem mein Ahnherr diente. Der Satan wollte die Kinder haben. Er wollte ein Zeichen setzen. Einen Gegenpol, denn an diesem Tag wurde jemand geboren, den er haßte, und er wollte das Gegenteil von dem erreichen. Er hat es erreicht, aber er hat die Seelen der Kinder nicht in seine Gewalt bekommen. Sie irren ruhelos umher, und ihr seid hier, um ihnen die Ruhe zu verschaffen, in dem ihr das gleiche tut wie die anderen Kinder damals. Kinder müssen für Kinder da sein, und ich bin der letzte Mensch in der Ahnenreihe, der dies noch in die Wege leiten kann. Nach mir kommt niemand. Ich bin der Retter der Kinderseelen, und ihr seid es auch.«

Keines der Kinder bemerkte diese Perversion. Wie auch? Sie alle standen unter diesem gewaltigen Bann, der sich schon Wochen zuvor aufgebaut hatte und nun sein Ende finden sollte.

Ein Ende im eisigen Wasser, in Tod und Verderben, ein Sterben, für das sich der Reverend, ein Diener Gottes, stark gemacht hatte.

Felder schaute sie an. Er lächelte dabei. Auch die Kinder hoben den

Blick und ließen ihn durch das Gesicht des Mannes streifen. Sie sahen auch dessen Augen und nahmen zwangsläufig den Ausdruck wahr, aber sie waren nicht in der Lage, ihn zu interpretieren. Selbst ein normaler Erwachsener hätte seine Schwierigkeiten damit gehabt. Nur einem Fachmann wäre diese Veränderung aufgefallen, die so etwas wie eine erste Stufe des Wahnsinns beinhaltete, denn anders war dieser ungläubige Glanz in den Pupillen nicht zu erklären.

Er war dunkel. Er war verhangen, zugleich aber von einer außergewöhnlichen Klarheit. Und er glich einem Spiegel, in dem sich die bösen Auswüchse einer anderen Welt zeigten. Im Gesicht des Reverend bewegte sich kein Muskel. Die Haut schien in der Kälte erstarrt zu sein.

Wieder hob er die Arme, nachdem er jedem Kind in die Augen geschaut hatte und zufrieden gewesen war. »Ihr seid nicht allein, meine Freunde«, sagte er mit leiser, aber durchaus verständlicher Stimme. »Nicht allein auf dieser Welt. Ich bin bei euch, mich seht ihr, aber auch andere umgeben euch, die ihr nicht seht. Es sind die Seelen derjenigen, für die ihr in den Tod geht, damit sich der Kreis schließt, und die Hölle endlich das bekommt, was ihr zusteht. Haben sie sich in der letzten Zeit nicht mit euch in Verbindung gesetzt? Habt ihr die Stimmen nicht gehört, wenn sie wispernd mit euch sprachen, wenn sie bewiesen haben, wieviel Macht sie haben? Habt ihr es verstanden?«

Er wartete auf eine Antwort und bekam sie auch, denn die neun Kinder nickten.

Felder war zufrieden. »Das ist sehr gut«, lobte er seine jungen Begleiter.

»So ist bereits die Sehnsucht in euch eingepflanzt worden, und ich weiß sehr genau, daß euch die Seelen der Kinder aus der Vergangenheit nicht verlassen haben. Auch wenn ihr sie nicht seht, sie sind bei euch. Sie umkreisen euch. Sie beobachten aus dem Unsichtbaren hervor, und sie sind sehr zufrieden.« Der Reverend lachte leise, dann drehte er sich auf der Stelle und reckte wieder die Arme hoch. »Kommt!« rief er in den kalten Himmel hinein. »Kommt zu uns! Schaut zu, wie die anderen in das Wasser gehen, um euch zu erlösen…«

Seine Stimme verklang. Es wurde wieder still, und die Stille blieb auch bestehen.

Die Kälte paßte plötzlich in den Rahmen. Die Stille wirkte noch intensiver, aber sie löste sich plötzlich auf, denn auf einmal waren die Stimmen da. So fremd, so anders. Die Luft bestand aus Eis, die von Sägen zerschnitten wurde, so jedenfalls hörten sie sich an, als sie herbeischwangen, aus dem Unsichtbaren hervor kreischten und sangen.

Sie drückten ihre Freude über die baldige Erlösimg durch diesen

schrillen Gesang aus, den sie in der Hölle gelernt zu haben schienen, und sie hörten auch nicht auf. Das Singen blieb, das Kreischen hallte über die dünn gefrorene Wasserfläche, um sich später in der finsteren Nacht zu verlieren.

Der unheimliche Gesang hatte nicht nur den Reverend in eine Art von Freudentaumel versetzt, es war ihm auch gelungen, die Kinder aus ihrer Lethargie zu wecken.

Sie bewegten sich. Sie drehten sich dabei langsam, als lastete ein Druck auf ihnen. Und sie schauten zum Himmel, der schwarzblau über ihnen schwebte. Kein einziger Stern durchbrach die Finsternis.

Es war der Heilige Abend, die Geburt des Menschensohns. Die Christenheit feierte dieses Fest in freudiger Erwartung, hier aber streckte der Tod seine Krallen aus, und es sah wirklich so aus, als würden die Kinder berührt, denn einige von ihnen drückten sich zur Seite und duckten sich dabei, während andere zögernd nach den unsichtbaren Fingern zu greifen schienen.

Felder war zufrieden. In dieser anderen Welt fühlte er sich wohl. Er hatte früher versucht, sich gegen sein eigenes Schicksal zu stemmen, doch er hatte einsehen müssen, daß ihm dies nicht gelang. Die andere Seite war stärker, der alte Mitternachtsfluch mußte erfüllt werden. Noch bevor die erste Stunde des Tages vorbei war, mußten die neun Kinder im eisigen Wasser des Teichs verschwunden sein. Man würde ihre Leichen später an der Oberfläche treibend finden.

Niemand scherte aus. Alle neun blieben bei ihren seltsamen Bewegungen. Sie hatten Kontakt bekommen, aber dieser Kontakt blieb einzig und allein auf sie beschränkt.

Kein Beobachter hätte die Bewegungen verstehen können. Sie wirkten auf der einen Seite sehr pantomimisch, auf der anderen aber auch makaber, wenn sich die Arme irgendwelchen Wesen entgegenstreckten, die für einen normal schauenden Menschen nicht zu sehen waren.

Hände streichelten.

Finger liebkosten. Fuhren von oben nach unten an irgendwelchen Köpfen oder Wangen entlang, um die Unsichtbaren so zu begrüßen, deren Stimmen einen akustischen Pilz über die Köpfe der Anwesenden gelegt hatten.

Felder war nicht nur zufrieden, er fühlte sich auch sehr sicher, so daß er für seine Umgebung keinen Blick hatte. Sein früheres Leben war für ihn nicht mehr existent. Er hatte sich von ihm abgenabelt. Er dachte nicht mehr an seine verstorbene Frau und auch nicht an seine Tochter, jetzt zählte nur der große Augenblick.

Sie waren sehr pünktlich gewesen und hatten entsprechend Zeit, um die Vorbereitungen zu genießen. Die Seelen der anderen freuten sich. Sie wußten, daß sie bald erlöst wurden. Sie blieben auch in der Nähe

und genossen die Berührungen der Lebenden, die auf dem direkten Wege waren, sie von ihrem Schicksal zu erlösen.

Es war für sie wunderbar, aber auch für die Kinder aus Paxton. Ein etwa achtjähriges Mädchen, das blaue Schuhe trug, schielte in die Höhe und versuchte immer wieder, nach dem Unsichtbaren zu fassen.

Sie griff hin - und auch hindurch.

Trotzdem war sie glücklich, denn sie mußte etwas gespürt haben, sonst hätte sie nicht ihre Hand mit einem glücklichen Lächeln im Gesicht betrachtet.

Es war das böse Wunder dieser Weihnachtsnacht, das auch Felder gefiel, und er merkte, daß sie endlich zum Ziel kommen mußten. Wieder bewegte er sich so theatralisch, als er seine Arme in die Höhe reckte und sich noch schaukelnd drehte, um alle Kinder unter Blickkontrolle zu bekommen.

»Es ist genug!« rief er halblaut. »Ihr habt sie begrüßt. Ihr wißt jetzt, daß sie da sind und wen ihr gleich erlösen werdet. Also wartet nicht mehr lange, denn die Zeit der Geister dauert nicht ewig. Eine Stunde haben wir nur Zeit, dann muß alles vorbei sein.«

Die wenigen Worte wirkten wie ein Befehl, dem alle Kinder nachkamen.

Ihre Bewegungen schwangen aus. Arme senkten sich. Hände schlossen sich wieder zu Fäusten, die Normalität hatte bei ihnen Einzug gehalten, und sie blieben in einem Halbkreis vor Felder stehen, der dem Teich seinen Rücken zudrehte.

Er nickte ihnen zu. »Der Zeitpunkt ist gekommen, meine Freunde. Der alte Mitternachtsfluch wird sich erfüllen, und ihr werdet jetzt den Regeln folgen und der Reihe nach ins Wasser gehen. Laßt euch von der Eisschicht nicht täuschen, sie ist dünn genug, um sofort zu brechen. Ihr werdet in die Tiefe sinken und neue Welten erfahren. Wie ich schon sagte, der Reihe nach. Und ich werde auch bestimmen, wer von euch den Anfang macht.«

Felder hatte eine Pause eingelegt. Er wollte die Reaktion seiner Schützlinge sehen. Keines der Kinder brach aus. Sie alle standen noch unter dem Bann der verlorenen Seelen. Jetzt wahrscheinlich noch stärker als in den letzten Wochen.

So nickte Felder.

Und dieses Nicken galt David.

»Machst du den Anfang?« fragte der Reverend.

»Ja«, sagte David nur und zögerte keine Sekunde länger. Er ging den ersten Schritt, und Felder trat zur Seite, um den Jungen an sich vorbeizulassen.

Der plötzliche Schrei zerriß die Stille. Er war so laut, daß alle erstarrten, auch Felder.

»Er wird nicht gehen!« brüllte eine Männerstimme. »Er ist mein

einziger Sohn, und ich lasse nicht zu, daß er stirbt, du verfluchter Hundesohn Felder…«

***

Geschrien hatte diese Worte Jerry Goldman, der sich nur über sich selbst wundern konnte, daß er überhaupt die Nerven gehabt hatte, es so lange auszuhalten.

Irgendwie war selbst er in den Bann dieser unheimlichen und unerklärlichen Vorgänge hineingezogen worden, und erst als es kein Zurück mehr gab und sich sicher war, daß Felder die Kinder in den eisigen Tod schicken wollte, hatte er eingegriffen.

Seine Worte hatten nicht nur die Kinder erstarren lassen, auch Felder rührte sich nicht mehr. So war Goldman der einzige, der sich noch bewegte, und er löste sich aus dem Dunkel seiner Umgebung. Mit langen Schritten hetzte er auf die Gruppe zu. Das Gewehr hielt er mit beiden Händen fest, und die Waffe tanzte unter seinen Bewegungen hin und her, so daß er einen sicheren Schuß nicht anbringen konnte.

Dann stolperte er, rutschte aus, verlor das Gleichgewicht und fiel hin. Er schrie noch auf, die Mündung wurde durch die Bewegung in die Höhe gerissen, und noch während er fiel, hörte er die schrille Stimme des Reverends.

»Du wirst krepieren, Goldman!« Felder blieb nicht mehr auf seinem Platz stehen. Er brauchte nicht weit zu laufen. Dabei holte er noch mit dem rechten Fuß aus, trat zu und erwischte Goldman am Kinn und an der Schulter, als der Fuß abrutschte.

Der besorgte Vater landete auf dem Rücken. Tränen schössen in seine Augen. Ihm fiel ein, daß er alles falsch gemacht hatte. Es war für ihn zu spät, noch etwas zu korrigieren, denn er rutschte rücklings weiter. Dabei hielt er die Augen offen. So sah er auch den Schatten, der sich über ihm ausbreitete, aus dem sich etwas löste und seine Kehle umklammerte, bevor er das Gewicht auf seinem Körper spürte.

Felder hatte sich auf ihn geworfen. Das Gewehr interessierte ihn nicht, es war dem Mann aus den Händen gerutscht. Er hielt die Kehle des anderen fest, er riß dabei den Kopf hoch und wuchtete ihn wieder zurück. Riß ihn hoch, wuchtete ihn zurück, und er wiederholte dies einige Male, bis Goldmans Stöhnen verklang.

Dann erst ließ er den Hals los, setzte sich gerade hin und spreizte die Arme. Er atmete heftig. In seinen Augen schimmerte der blanke Haß.

Vor seinen Lippen dampften die Wolken. Er blickte in die leeren Augen des anderen und hätte sie am liebsten ausgestoßen.

Nur allmählich kam er zur Ruhe. Die Kinder umstanden ihn und Goldman. Auch David befand sich unter ihnen. Er traf ebensowenig Anstalten, seinem Vater zu helfen wie auch die anderen.

Der Reverend lachte. Ob ihn Goldman hörte, wußte er nicht, er

sprach ihn trotzdem an. »Du hast wohl gedacht, stärker zu sein als ich, verflucht! Aber du hast dich geirrt, mein Freund, denn du bist nicht stärker. In mir wohnt eine Kraft, auf die ich voll und ganz vertraue. Sie hat mich noch nie im Stich gelassen, und auch heute ist das so gewesen, verdammter Hundesohn!«

Mit einer ruckartigen Bewegung stand er auf. Er hörte den anderen stöhnen, darum kümmerte er sich nicht, sondern bückte sich und streckte den linken Arm aus, um das Gewehr an sich zu nehmen.

»Tun Sie es nicht, Reverend!« sagte ein ruhige Männerstimme…

***

Ich hatte ihn angesprochen und war bis auf wenige Meter an ihn herangekommen. Wäre er nicht so sehr mit Goldman beschäftigt gewesen, hätte er mich sehen können, aber wegen dieser starken Ablenkung hatte ich mich anschleichen können. Ich wollte mich um Felder kümmern. Grace sollte die Kinderbeschützen und dafür sorgen, daß sie nicht ins Wasser gingen.

Felder nahm das Gewehr nicht an sich. Er bewegte sich auch nicht und blieb in gebückter Haltung stehen. Wenn er wollte, konnte er mich sehen. Wollte er? - Ich hörte ihn lachen.

Zuerst glucksend, dann normal, wenn auch sehr kalt und abweisend.

Dann fing er an zu kichern, als hätte ihm mein Erscheinen einen ungeheuren Spaß bereitet.

»Kommen Sie hoch, Felder! Aber hüten Sie sich davor, die Waffe anzufassen.«

Wieder lachte er. »Ja, ja, schon gut, Sinclair, ist schon gut. Ich…«

Seine weiteren Worte gingen wieder in einem häßlichen Lachen unter.

So spaßig fand ich die Lage allerdings nicht für ihn.

Er stemmte sich tatsächlich ab, kam dann hoch und drückte seinen Rücken durch.

»Mir zudrehen, Felder!«

»Gern.«

»Und die Arme hoch!«

Er tat es. Er lächelte dabei, was mir wiederum bewies, daß er noch nicht aufgegeben hatte. »Es hat keinen Sinn, Sinclair. Sie können den Fluch nicht stoppen. Er ist ein Schicksal, er wird sich mit mir, dem letzten Felder, erfüllen.«

»Das glaube ich nicht!«

»Und ich auch nicht, Vater!« rief Grace, die wirklich Mühe hatte, ihre Stimme unter Kontrolle zu halten. Sie hielt sich im Rücken des Reverends auf, der schon durch den Klang der Stimme geschockt war, denn er zuckte zusammen.

»Du auch?« fragte er.

»Ja, ich auch, Vater. Leider. Ich hätte nicht gedacht, daß es soweit kommen würde. Du hast alles vergessen. Ja, du hast vergessen, daß du ein Mensch bist. Du bist keiner mehr. Du bist eine Maschine, Vater. Du bist jemand, der unter einem anderen Einfluß steht. Du hast dich an die Hölle verkauft. Du bist nicht mehr mein Vater, denn du wolltest zu einem neunfachen Mörder werden.«

»Grace«, sagte er lachend. »Wie kannst du das sagen? Ich muß eine Aufgabe erfüllen.«

»Nein, nicht du!«

»Doch. Es gibt nichts, das mich stoppen kann. Auch du nicht.« Er hatte spöttisch gesprochen und lachte dabei, wie jemand, der sich amüsiert.

»Du hättest nicht kommen sollen. Das hier ist einzig und allein meine Sache, wenn du verstehst.«

»Wir werden die Kinder wieder zu ihren Eltern bringen, Vater. Und was dann mit dir geschieht, das weiß ich noch nicht. Jedenfalls kannst du so nicht mehr weiterleben. Du wirst keine Messe mehr halten. Mein Gott, das muß man sich mal vorstellen. Du hast alles verraten, was dir hoch und heilig gewesen ist.«

»Irrtum, Tochter! Ich mußte es einfach tun, denn ich bin ein Felder. Aber das habe ich dir schon gesagt. Nur hast du mir nicht geglaubt. Du hättest dich auf meine Seite stellen sollen. Jetzt ist es zu spät für dich, wie ich höre.«

»Nie, Vater! Niemals hätte ich das zugelassen. Ich bin ebenfalls fertig. Ich wundere mich noch darüber, daß ich überhaupt hier stehen kann. Ich müßte als Büßerin gehen und den Allmächtigen um Verzeihung bitten. Vielleicht werde ich das auch tun, vielleicht. Und vielleicht wird man mir verzeihen, wenn ich nicht nur um mich, sondern auch um dich bete. Aber mehr kann ich und will ich nicht für dich tun. Den Rest deines Lebens mußt du mit dir allein und deinem verdammten Gewissen zurechtkommen. Es wird sich melden, das glaube mir.«

Ich hatte die Beretta gezogen und hielt den Reverend in Schach. Aber er kümmerte sich nicht um die Waffe, denn er bewegte sich normal, als wäre sie nicht vorhanden.

»Den Weg hast du umsonst zurückgelegt, Tochter. Die Kinder werden den Weg gehen, der ihnen vorgeschrieben ist. Daran kannst auch du nichts ändern.« Er streckte den linken Arm zur Seite und deutete auf die Kinder. »Geht! Geht zu den anderen. Erlöst sie, dann werdet auch ihr erlöst und andere Welten kennenlernen.«

»Nein, Vater, nein!« Die Stimme der Frau glich einem Kreischen. Sie sprang dem Reverend in den Weg.

Der schlug zu.

Alles ging so schnell, daß ich nicht eingreifen konnte. Zudem hatte ich mich etwas weit von Felder entfernt befunden. Mit der flachen

Hand traf er das Gesicht seiner Tochter, die das Gleichgewicht verlor und zu Boden stürzte. Sie fiel vor die Beine der Kinder, die Felders Befehl unnachgiebig folgen wollten, über Grace hinwegschritten oder sie auch mit den Sohlen berührten.

Felder drehte sich.

Seine Tochter war ausgeschaltet. Jetzt hatte er nur mich als Gegner. Es war ihm egal, ob ich ihn bedrohte, nur hatte er sich überschätzt. Noch während der Bewegung hatte ich bereits mit dem rechten Arm und auch mit der Beretta ausgeholt.

Der Schlag erwischte seinen Kopf. Der dabei entstehende dumpfe Laut und Felders Schrei klangen zusammen. Plötzlich war der Mann zu einer Puppe geworden. Er fiel zurück und dann zu Boden. Steif wie ein Brett, und so steif blieb er auch liegen.

Es war die beste Art gewesen, ihn auszuschalten. Mir fiel ein kleiner Stein vom Herzen. Ich hätte mich eigentlich um Grace kümmern müssen, aber die Kinder waren jetzt wichtiger.

Die hatten einen Befehl bekommen, und jedes Kind schien dem einmal erhaltenen Befehl unter allen Umständen nachkommen zu wollen. So gab es kein Kind, das sich nicht gedreht hatte und auf den Teichrand zuging.

Noch trennten sie genügend Schritte vom eigentlichen Ziel. Ich hatte einige Sekunden Zeit, um mir was einfallen zu lassen.

Wie sollte ich sie stoppen?

Durch Schläge?

Nein, es waren zu viele. Ich hätte einige von ihnen niederschlagen können, aber drei oder vier wären mir immer entwischt und in den Teich gegangen.

Trotzdem stellte ich mich vor sie. Hinter mir befand sich der Teich. Ich versperrte ihnen den Weg!

Sie kamen in einer Reihe. Ich schaute in ihre Gesichter. Blasse, beinahe schon tote Flecken, die über den Körpern schwebten wie angemalte Ballons.

Kleine Kinder. Jungen und Mädchen. Allesamt im Alter zwischen sechs und zehn, elf Jahren. Kinder, die sich auf Weihnachten gefreut hatten, aber jetzt in den Tod gehen sollten.

Selbst ich, der ich verdammt viel erlebt hatte, kam damit nicht so leicht zurecht.

Sie blieben nicht stehen. Sie bewegten sich langsam, aber zielstrebig weiter. Sie wollten den Tod.

Ich hätte schreien können, aber es hätte nichts gebracht. Hinter der Reihe aus Kindern entdeckte ich Grace Felder. Der Schlag mußte sie voll getroffen haben, denn sie war kaum in der Lage, sich normal hinzustellen. Sie hielt die Hände vor das Gesicht. Möglicherweise war auch etwas mit ihrer Nase geschehen.

Ich konnte nicht mehr warten. Sie gingen zielstrebig weiter. Und sie wollten genau an der Stelle ins Wasser gehen, wo ich mich aufhielt. Das hieß nichts anderes, als daß sie mich aus dem Weg räumen wollten. Mit Gewalt!

Reden brachte nichts.

Auch schießen nicht.

Nein, das hätte ich nicht fertiggebracht. Aber ich wußte, daß sie unter dem Einfluß der Hölle standen. Daß sie Opfer für den Teufel werden sollten. Gegen ihn oder die Kräfte der Hölle wußte ich jedoch ein Mittel.

Es war mein Kreuz!

Ich hatte es griffbereit in der rechten Seitentasche liegen. Nicht einmal sehr hastig schob ich meine Hand hinein. Geschützt waren die kalten Finger nicht. Die Beretta hatte ich in den Gürtel geschoben, und dann lag mein Kreuz frei.

Genau in dem Moment, als die Reihe der Kinder nur noch einen Schritt von mir entfernt waren.

Sie waren im Gleichschritt gegangen. Das hatten sie auch vor dem entscheidenden Schritt nicht verändern wollen, aber sie kamen nicht dazu. Plötzlich bewegte sich keiner mehr von ihnen. Bei mir selbst fraß sich der Schauder fest, als ich die Wärme des Metalls spürte und dann das Strahlen sah, das sich als weiches Licht von meinem Kreuz entfernte, sich dabei noch fächerförmig ausbreitete und gegen die Gestalten der Jungen und Mädchen fiel.

Es gibt den Begriff des Heiligen Schauers, den ich zumeist für übertrieben halte. In dieser Weihnachtsnacht aber hatte mich so etwas wie ein Heiliger Schauer überkommen, denn es floß ein unwahrscheinlich warmer Strom durch meinen Körper. Ich merkte, daß ich mich auf der Siegerstraße befand, denn mein Kreuz spielte seine Schutzfunktion den neuen Kindern gegenüber aus.

Ja, es strahlte. Ein weiches Licht hüllte all die Kinder ein, als wollte es ihnen den Glanz kleiner Engel verleihen. Tatsächlich lebten auf eine gewisse Art und Weise in meinem Kreuz die Erzengel. Die vier Enden leuchteten auf und damit auch die Anfangsbuchstaben der Engelnamen.

Vor mir standen die verklärten Kinder. Ihre Gesichter waren vor wenigen Sekunden noch hart und kalt gewesen. Das Licht hatte es geschafft, diesen Ausdruck zu lockern. Plötzlich lächelten sie. Der eigentlich fremde und unnatürliche Ausdruck verschwand, und in die Augen trat wieder das normale Leuchten.

Sie sprachen. Sie lachten. Sie weinten auch. Einige beschwerten sich, daß ihnen so kalt war, und da wußte ich, daß ich den Bann endgültig gebrochen hatte.

Ich stand noch immer da, hielt das Kreuz fest, und sein Licht hatte

über die neun Kinder den Schutzschleier gehalten. Im Hintergrund hatte auch Grace Felder die Veränderung mitbekommen. Sie hielt nicht mehr ihr Gesicht umfangen. Jetzt stand sie wie festgefroren auf einer Stelle und schaute zu mir rüber.

Ich winkte ihr mit der freien Hand.

Sie kam.

»Schneller, Grace, schneller. Kümmere du dich um die Kinder. Bring sie weg. Bring sie zum Wagen, zu McCormick. Beeil dich!«

Grace nickte nur. Wahrscheinlich war sie zu sehr überrascht, um sprechen zu können. Auch sie geriet in den Lichtschein. Und jetzt sah ich, daß ihr Gesicht doch einiges abbekommen hatte. Aus der Nase war Blut gelaufen, es klebte auf der Gesichtshaut.

»Kommt«, sagte sie. »Bitte, wir können nicht länger hierbleiben. Kommt mit mir.« Sie streckte den Kindern die Arme entgegen, denn sie wollte Vertrauen aufbauen.

Ich half ihr dabei, und schaute auch zu, wie der Bann meines Kreuzes zusammenfiel. Das Licht tauchte einfach weg. Die normale Dunkelheit ergriff wieder Besitz von der Umgebung, wobei es jetzt darauf ankam, wie sich die Kinder verhielten.

Fielen sie wieder zurück in ihren alten Zustand, oder hatte es das Kreuz geschafft, sie normal werden zu lassen?

Meine Befürchtungen bewahrheiteten sich nicht. Die Kinder blieben normal, auch wenn sie durcheinander waren, wieder davon sprachen, wie sehr sie froren und sich letztendlich nicht erklären konnten, wie sie hergekommen waren.

Aber sie hatten Vertrauen zu Grace Felder gefaßt. Sollten sie sich zunächst alle in den Rover quetschen. Dort war es wärmer, wenn die Heizung lief. Ich hatte noch hier zu tun und mußte mich um Felder kümmern.

»Was wirst du mit meinem Vater machen, John?« rief mir Grace beim Weggehen zu.

»Ich weiß es noch nicht. Ich werde ihn erst in sein Haus bringen. Wahrscheinlich fahre ich noch in der Nacht nach London. Aber wir sehen uns, Grace. Viel Glück!«

»Ja, danke.«

Sie ging. Sie hatte ihre Aufgabe. Sie mußte sich um die Kinder kümmern und nicht mehr um ihren Vater, denn zwischen ihr und ihm war das Band gerissen.

Felder lag noch da, wo ich ihn niedergeschlagen hatte. Ich würde mich um ihn kümmern, aber ich wollte auch nach Goldman schauen, der sich so verzweifelt eingesetzt hatte. Ob ihm die Veränderung entgangen war oder nicht, würde ich sehr bald wissen.

Er war nicht bewußtlos. Ich hörte ihn leise stöhnen, als ich neben ihm stehenblieb. Er murmelte auch den Namen seines Sohnes, um den

er noch immer zitterte.

»David ist okay, Mr. Goldman«, sprach ich ihn an. »Sie brauchen sich keine Sorgen mehr zu machen. Ihm und den änderen Kindern geht es wieder gut. Der Fluch konnte abgewendet werden. Ihr Leben wird wieder in normalen Bahnen verlaufen, das kann ich Ihnen versprechen.«

Ob er mich gehört und dabei alles verstanden hatte, wußte ich nicht.

Aber er versuchte, auf die Beine zu kommen. Ich half ihm dabei. Mußte jedoch einsehen, daß er über eine sitzende Haltung nicht hinauskam.

Für alles andere war er zu schwach.

Ich wollte ihm sagen, daß er auf mich warten sollte, als ich die schrillen Schreie hörte.

Ich kannte sie.

Es waren die Schreie der verlorenen Seelen. Irgendwo aus dem Unsichtbaren ertönten sie und ich vergaß meinen Schützling, um auf dem Absatz herumzufahren.

Was ich sah, war kaum zu glauben!

Reverend Felder lag nicht mehr auf seinem Platz. Er war von anderen Kräften in die Höhe gezerrt und dann zur Seite gerissen worden, und zwar dorthin, wo sich der Teich befand.

Etwa zwei Meter über der leicht vereisten Oberfläche schwebte er in der Luft, als würde er an Fäden hängen…

***

Es waren keine Fäden, das wußte ich. Die Vollendung des Fluchs war ihm nicht gelungen, und das konnte die andere Seite nicht akzeptieren.

Sie brauchte ihr Opfer, und sie hatte es in Felder gefunden, der sich in den Klauen der Unsichtbaren befand.

Und jetzt zeigten sie sich auch wieder.

Wie schon einmal, als ich mit Brett McCormick hier am Teich gestanden hatte. Da hatten sie sich im trüben Wasser wie leicht silbrig schimmernde Säulen abgezeichnet.

Auch jetzt.

Aber nicht im Wasser, sondern darüber, denn der Reverend bildete den Mittelpunkt. Sein Körper wurde von ihnen in einer Schräglage gehalten.

Sie preßten sich als geisterhafte Schemen an ihn, sie klemmten ihn ein, sie hielten die Beine und auch die Arme, wobei die Glieder nach unten gedrückt waren.

Felder kämpfte dagegen an. Er wollte sich unter allen Umständen aus dieser Lage befreien. Sicherlich wußte er auch, daß sein Ende dicht bevorstand, und das wollte er nicht akzeptieren. Andere töten, ja, aber

er selbst wollte leben, und er wehrte sich energisch. Unter allen Umständen wollte er den Griffen entkommen.

Er schob seinen Körper zuckend in die Höhe, er kämpfte, aber er schaffte es nicht.

Die Geister, die er gerufen hatte, waren stärker. Sie nahmen ihn mit in den Tod.

Ich schaute zu.

Ich konnte nichts tun. Ich hätte in den Teich hineinspringen müssen, aber es wäre schon zu spät gewesen, denn plötzlich rasten die feinstofflichen Gestalten schrill schreiend mit ihm nach unten und der Oberfläche des Teichs entgegen.

Der Körper prallte auf das Eis.

Es brach wie dünnes Glas.

Dann spritzte Wasser in die Höhe, schwappte aber zugleich über dem Körper des Reverends zusammen, der noch immer nicht losgelassen wurde und in der Tiefe des Teichs verschwand.

Er hatte es dabei geschafft, sich umzuschauen, als wollte er sehen, ob ihm jemand zu Hilfe kam, und ich glaubte, den flehenden Blick auf mein Gesicht gerichtet zu sehen.

Wenig später sank Felder noch tiefer. Der Teich schluckte ihn. Für mich sah es aus, als hätte sich der Körper des Mannes aufgelöst. Zurück blieben die tanzenden Wellen auf der Oberfläche und auch die dumpf klirrenden Geräusche, die entstanden, wenn die gebrochenen Eisstücke gegeneinanderschlugen.

Wenn Reverend Felder wieder an die Oberfläche zurückkehrte, dann nur als Leiche. Er hatte hoch gespielt und sich vor den Karren der Hölje spannen lassen. Aber er hatte verloren.

»Machen Sie sich keine Vorwürfe, John, Sie haben getan, was Sie konnten. Und das war mehr als genug.«

Ich drehte mich um und schaute in McCormicks Gesicht. »Ja, so muß man es wohl sehen, Brett.«

»Dann können wir ja gehen.«

»Ich habe nichts dagegen einzuwenden.«

Wir nahmen noch jemanden mit. Einen glücklichen Mann und Vater, der seinen Sohn nicht verloren hatte…

***

Zu Fuß gingen wir zurück nach Paxton, denn Grace Felder hatte den Rover gebraucht. Sie hatte die neun Kinder in den Wagen gequetscht und war mit ihnen losgefahren, um sie bei den Eltern abzugeben. Jetzt konnte Weihnachten gefeiert werden.

Als wir das Zentrum erreicht hatten und vor dem umgekippten Baum standen, verabschiedete sich Goldman. Er wollte so bald wie möglich zu seiner Familie zurück. Brett und ich blieben allein, und der

ehemalige Kollege fragte mich: »Kommen Sie zu mir?«
»Das würde ich gern. Da gibt es allerdings noch eine Person, die auf mich wartet…«
»Ja, Grace.«
»Sicher.«
»Gut, dann sehen wir uns vielleicht später.« Er schlug mir auf die Schulter. »Fröhliche Weihnachten, John. Du bist schon ein toller Kumpel…«
Ich grinste ihn an. »Du aber auch, Brett.«
»Na ja, man gibt sich Mühe.«
Er ging, ich blieb noch eine Weile stehen und machte mich danach auf den Weg zum Pfarrhaus.
Weihnachten ist auch ein Fest der Stille. Nichts störte meinen Weg, und ich konnte meinen Gedanken nachhängen, die sich auch mit den Freunden in London beschäftigten, die den Heiligen Abend wohl ohne mich begehen mußten.
Das Pfarrhaus war offen. Ich trat ein, rief nach Grace, erhielt aber keine Antwort. War sie nicht da?
Schließlich hörte ich ihre Stimme aus dem Obergeschoß. Ich stieg die Treppe hoch, erreichte einen Flur und nahm einen frischen Duschgeruch wahr.
Aus einer Tür kam Grace, umhüllt von einem hellen Bademantel und mit nassen Haaren. »Sorry, ich mußte es einfach tun, John. Ich war so durchgefroren.«
»Das kann ich verstehen.«
»Willst du auch duschen?«
»Vielleicht später.«
»Gut.« Grace hielt ein Handtuch fest und wischte jetzt über ihr Haar. Ich wußte, was sie mich fragen wollte und hob schon im voraus die Schultern.
»Dann ist er tot?«
»Ja, Grace. Ich habe deinen Vater nicht mehr retten können.«
»Wie ist es denn geschehen?«
Ich erzählte es ihr. Sie hörte zu. Sie nickte, ihr Gesicht war sehr ernst, aber sie weinte nicht. »Das habe ich mir schon gedacht«, flüsterte sie.
»Er ist der letzte Felder gewesen, und die Hölle hat ihn ebenso geholt wie seinen Ahnherrn.« Sie schob ihre Hand zwischen meinen rechten Arm und den Körper. »Ich weiß nicht mal, ob ich trauern soll. Das wird vielleicht später kommen, aber ich möchte dir trotzdem etwas zeigen, John. Dann wirst du sehen, daß der Fluch endgültig gelöscht wurde.«
»Wo müssen wir hin?« fragte ich.
»Nach unten.«

Schweigend gingen wir die Stufen der Treppe hinunter und betraten danach das Arbeitszimmer des toten Pfarrers. Grace hatte das Licht brennen lassen, so daß ich sofort sah, was hier passiert war.

Es gab das Bild nicht mehr.

Ich schluckte, als ich die verbrannte Fläche sah. Nicht mal Fetzen der Leinwand hingen noch an den Innenrändern des Rahmens.

Grace wartete auf meine Frage, die auch kam. »Wie ist es passiert?«

»Ich weiß es nicht«, gab sie leise zurück. »Als ich das Haus betrat, war das Bild nicht mehr vorhanden. Da habe ich schon geahnt, daß auch mein Vater nicht mehr lebt.«

»Und du bist hiergeblieben?«

»Sicher, John, aber nicht mehr lange. Ich kehre Paxton den Rücken, und zwar für immer. An und in diesem Ort hält mich nichts mehr. Das kannst du doch verstehen - oder?«

»Ja, Grace, das verstehe ich sehr gut…«

ENDE des Zweiteilers